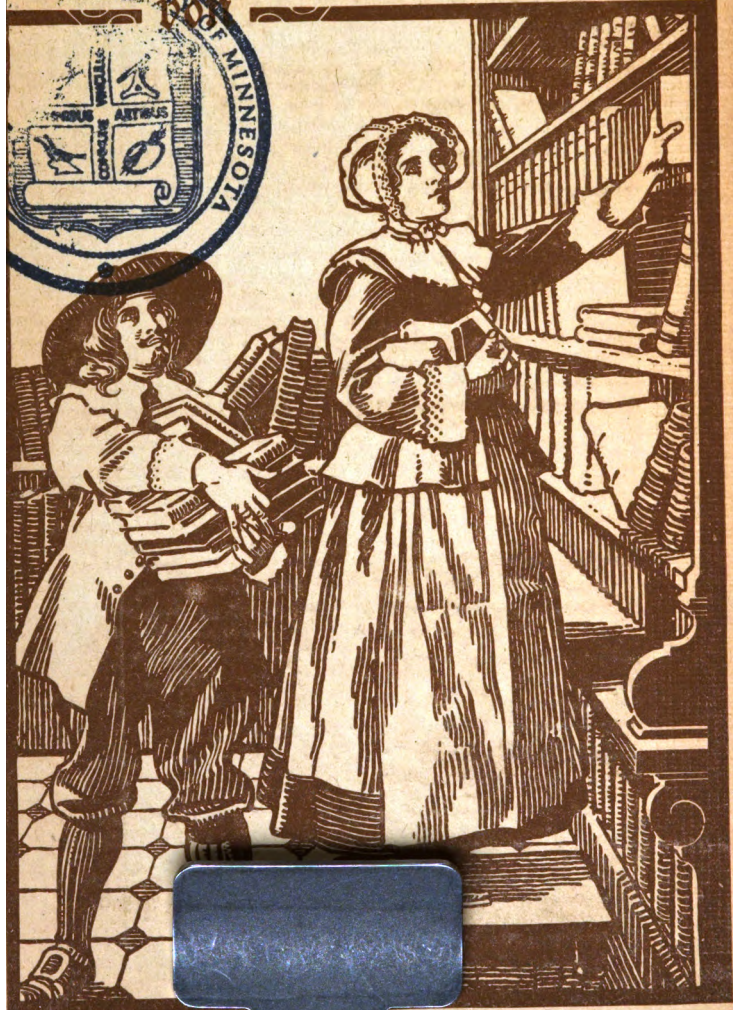
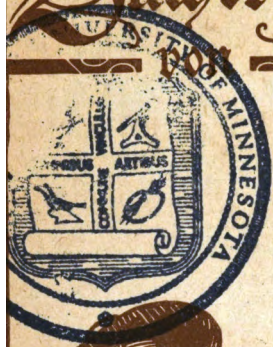


WILS  
CLS  
PT1337  
.B53x  
1908  
bd.10

BIBLIOTHEK  
DER  
ERHALTUNG  
UND DES  
WISSENS



# City's Campus Bücher-Sammlung



**Ankündigungen** aller Art, soweit sich dieselben zur Aufnahme eignen, gelangen zum Preise von M. 1.— für die gespaltene Nonpareillezeile zum Abdruck. Aufträge auf ganze und halbe Seiten nach Vereinbarung. Annahme von Anzeigen durch die Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart, Berlin, Leipzig.

# Steckenpferd- Lilienmilch- Seife

erzeugt rosiges, jugendfrisches **Aussehen**,  
weiße sammetweiche **Haut**, blendend schönen  
**Teint** und beseitigt **Sommersprossen**  
sowie alle **Hautunreinigkeiten**.  
à Stück 50 Pf. in den Apotheken, Drogerien  
und Parfümerien.



**Elektrische Dauerbeleuchtungsanlage**  
für 1kerz. Lampe M. 26.—, für 4kerz. Lampe M. 39.50  
Billiger einfacher Betrieb. Prospekt gratis.

**Karl Höhn**, Fabrik elektr. Instrumente,  
Enzswiler a. B. 46 (Bayern).



## Grossartiges Briefmarkenlager

Auswahlen: länderweise oder nach Mankoliste.

### Kohl's Briefmarken-Katalog 1908

Reform-Ausgabe N. 2.50. Große Ausgabe erscheint im Herbst à N. 7.50. vorausbestellt N. 6.— und Porto.

**Paul Kohl, G.m.b.H., Chemnitz.**



# „Benefactor“ verfolgt das Prinzip **Schultern zurück, Brust heraus!**

bewirkt durch seine sinnreiche Konstruktion  
sofort gerade Haltung ohne Be-  
schwerde. erweitert die Brust!  
Beste Erfindung f. eine gesunde militärische Haltung.  
Für Herren u. Knaben gleichzeitig Ersatz für Hosenträger.



Preis Mk. 4.50 für jede Grösse.

Bei sitzender Lebensweise unentbehrl. Mass-  
ang: Brustumf., mässig stramm, dicht unter  
den Armen gemessen. Für Damen ausserdem  
Taillenweite. Bei Nichtkonferenz Geld zurück.

Man verlange illustrierte Broschüre.

**E. Schaefer Nchf., Hamburg 72.**



Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart, Berlin, Leipzig.

Ein Hauschatz nützlichen Wissens für jedermann  
ist das in unserem Verlag erscheinende neue Werk:

## Der Siegeslauf der Technik.

Ein Hand- und Hausbuch der Erfindungen und technischen  
Errungenschaften aller Zeiten. Unter Mitwirkung hervor-  
ragender Fachmänner und Gelehrter volkstümlich dar-  
gestellt und herausgegeben von

**Gen. Regierungsrat Max Geitel.**

2000 Seiten Text, etwa 1000 Abbildungen, 50 Kunstblätter.  
Dollständig in 50 Lieferungen zum Preise von je 60 Pf.

Dieses Werk enthält alles das, was der Gebildete unserer Tage aus dem großen Reiche  
der Erfindungen und Entdeckungen wissen soll, es ist eine Darstellung aller der gewaltigen  
Errungenschaften des schaffenden, in die Geheimnisse der Naturkräfte immer tiefer ein-  
dringenden Menschengesittes in Wort und Bild und in interessanter, leichtverständlicher  
Form. Als neues Hand- und Hausbuch bildet es ein unentbehrliches Nützzeug für jeden-  
mann, der mit der Zeit fortschreiten, sie verstehen und die Kulturfortschritte sich nutzbringend  
machen will. Und heutzutage muß jedermann in diesen Dingen Bescheid wissen, sei er  
Fachmann oder Laie, Gelehrter, Fabrikant, Beamter, Soldat, Kaufmann, Landwirt oder  
Handwerker usw. — es gibt keinen Stand oder Beruf, in dem Kenntnisse der hier ge-  
botenen Art nicht wertvoll und fördernd wären. Das Werk „Der Siegeslauf der  
Technik“ gibt alt und jung Gelegenheit, sich diese interessanten Kenntnisse zu erwerben,  
sei es, um sich in nützlicher Weise zu unterhalten, wie auch um seine Kräfte zur Mit-  
arbeit an den Aufgaben der Kulturmenschenheit weiter auszubilden.

Bestellungen nehmen alle Buch- und Kolportagehandlungen entgegen.





Zu der Erzählung »Der Modepirat« von Fr. O. Kühne. (S. 77)  
Originalzeichnung von f. Grobet.

# **B**ibliothek der ◻◻◻ Unterhaltung und des Wissens

---

---

Mit Original-Beiträgen der  
hervorragendsten Schriftsteller  
==== und Gelehrten ====  
sowie zahlreichen Illustrationen

Jahrgang 1908. Zehnter Band.



◻ Stuttgart, Berlin, Leipzig ◻  
Union Deutsche Verlagsgefellschaft

**Druck der  
Union Deutsche  
Verlagsgesellschaft  
in Stuttgart**

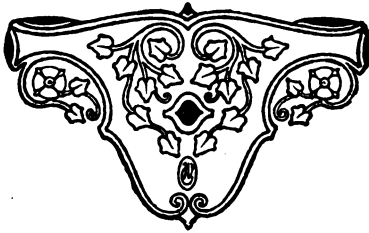




## Inhalts=Verzeichnis.

	Seite
<b>Die verlorene Krone.</b> Roman aus dem Jahre 1866 von Henriette v. Meerhelmb (Fortsetzung und Schluß)	5
<b>Mannchens Liebe.</b> Roman aus Masuren von Horst Bodemer . . . . .	36
<b>Der Modepirat.</b> Erzählung von Fr. O. Kühne . . Mit Illustrationen von H. Grobet.	61
<b>Das Wunder im Sonnensystem.</b> Astronomische Skizze von R. Hendrichs . . . . . Mit 7 Illustrationen.	79
<b>Eine Sirene.</b> Novelle von A. Noël . . . . .	92
<b>Englands blühendste Kolonie.</b> Bilder aus Neu- seeland. Von Alexander Wirth . . . . . Mit 13 Illustrationen.	175
<b>Aus dem Tagebuche eines Neugeborenen.</b> Von O. Stauf v. d. March . . . . .	199
<b>Opfer der Politik.</b> Ein zeitgemäßer Rückblick von Hl. Cormans . . . . . Mit 9 Illustrationen.	207
<b>Mannigfaltiges:</b>	
Eine wahrhaftige Geistergeschichte . . . . .	221
<b>Neue Erfindungen:</b>	
I. Milchkocher »Frauenlob« . . . . . Mit Illustration.	223
II. Bleistiftschärfmaschine »Jupiter« . . . . . Mit Illustration.	223
Sonderbare Hochzeitscherze . . . . .	224
Wenn Frauen etwas beschreiben . . . . .	226
Wertvolle Taler . . . . .	227

	Seite
Eine merkwürdige Zahl . . . . .	228
Die kleinste Republik der Welt . . . . .	229
Mit Illustration.	
Eine Schreckensszene . . . . .	231
Seltfame Maler . . . . .	232
Ein interessantes Aktenstück . . . . .	233
Das Urteil des Hölflings . . . . .	234
Der Kartoffelstein und der Langensche Stein im Harz Mit 2 Illustrationen.	235
Elektrizitätsschwinder . . . . .	237
Der Rekord der Schwalbe . . . . .	238
Ein Schönheitserneuerer . . . . .	238
Die kürzesten Namen . . . . .	239
Der »Stundenmann« . . . . .	239
Gegen Podagra . . . . .	240
Der Wert des Gatten . . . . .	240





## Die verlorene Krone.

□ □

Roman aus dem Jahre 1866  
von Henriette v. Meerheimb.

□ □

(Fortsetzung und Schluß.)

(Nachdruck verboten.)

### Sechzehntes Kapitel.

**S**and — Sand — dürre Kiefern, deren schlanke Stämme die heiße Julisonne rostbraun anglühte — aus der Ferne das Aufblitzen eines kleinen, schilfumschwankten Gewässers — hoch oben an dem stahlblauen Himmel ein Schwarm wilder Enten, der in unruhigen Zickzacklinien die Luft durchkreuzt, um mit schrillum Schrei in das Röhricht des Teiches einzufallen.

Gisela schob den breitrandigen Strohhut weit aus der Stirn zurück und atmete tief auf. Die Hitze brütete in dem sonnendurchleuchteten Kiefernwalde. Wo sollte sie aber sonst hingehen? Einen Garten gab es nicht an ihrem kleinen Hause, und ihr Bübchen mußte doch seinen Sommer im Freien genießen.

Mit zärtlichem Blick sah sie auf den kleinen Burschen herunter, der mit wichtigem Ernst Tannenzapfen und dürre Kiefernadeln in seinen kleinen Holzwagen lud.

Dabei summte und sprach er laut vor sich hin.

Aus Giselas Augen schwand bei dem Anblick des entzückenden Kindes jeder Schatten. Sie breitete die Arme aus — nur Sonne, nichts wie Sonne gab es

in ihrem Leben, wenn sie ihren Mann, ihr Kind ansah.

Der Kleine hielt die Bewegung der Mutter für eine ihm geltende Aufforderung. Er ließ sein Wägelchen stehen und sprang mit jauchzendem Schrei in ihre geöffneten Arme. Wie eine Klette hing er an ihrem Halse und drückte sein heißes Gesichtchen an ihres. Gisela küßte das Kind zärtlich. Sie setzte sich auf einen mit dünnen Nadeln dick bestreuten Sandhügel und hielt ihr Kind im Schoß.

Der Kleine, müde vom Spiel und der Hitze, war's zufrieden. Er schwatzte vom Papa, von dem neuen Pferd, von seinem Hündchen Bobby, seinem besonderen Freund. Antworten verlangte er nicht. Gisela war glücklich, das geliebte Stimmchen zu hören, den kleinen warmen Körper in ihren Armen zu fühlen. Sie wurde es ja nie müde, mit ihrem Kinde zu spielen. Von der ersten Stunde seiner Geburt an pflegte sie es allein. Die beschränkten Geldverhältnisse gestatteten ihr nicht, eine geschulte Wärterin für das Kind zu mieten, und einer ungebildeten, vielleicht fahrlässigen Person hätten weder Königssee noch Gisela jemals ihren kostbarsten Schatz anvertraut. Wie in allen Dingen, so waren sie auch darin ganz einig, daß es ihre erste und heiligste Pflicht sei, ihrem Kinde zu leben.

Anderere dachten freilich weniger nachsichtig über Giselas „Überspanntheit“, die alleinige Pflegerin ihres Kindes zu sein. Das wußte sie sehr wohl. An Andeutungen, Ratschlägen, gutmütigen oder auch scharfen Anspielungen fehlte es keineswegs. Aber das beirrte weder Königssee noch sie selber. Er liebte diese Geistesfreiheit an ihr, mit der sie ihre eigene Pflichterkenntnis zur Richtschnur des Lebens nahm und nicht nach der Meinung der Welt fragte. Die Welt! Ach, die „Welt“

in einer kleinen märkischen Kavalleriegarnison ist eng, so eng, daß man trotz aller Zurückgezogenheit täglich mit ihr in Berührung kommen muß.

Das empfand Gisela vom ersten Augenblick an peinlich, seitdem sie als junge Frau die Schwelle ihres bescheidenen Häuschens in der Berlebergergasse betreten hatte.

Vom Regimentskommandeur an bis zu ihrem Hauswirt, einem ehrfamen Schuhmacher, interessierte sich ganz M. sehr lebhaft für die „österreichische Gräfin“, deren romantische Liebesgeschichte das Tagesgespräch in allen Salons, Casinos, Wirtsstuben, ja sogar auf den Landgütern der Nachbarschaft bildete. Die guten Leute waren alle höchst gespannt, ihre Bekanntschaft zu machen, und fest entschlossen, ihr nicht nur mit großer Freundlichkeit entgegenzukommen, sondern sie auch wie eine Zitrone über alle ihre interessanten Lebensschicksale auszupressen.

Diesen Bemühungen setzte aber Gisela eine so kühle Zurückhaltung, und Königssee ein ebenso hartnäckiges Schweigen entgegen, daß man es endlich aufgab, diese beiden, die sich selber vollkommen genug zu sein schienen und ihren Verkehr daher nach Möglichkeit einschränkten, auszufragen.

Stoff zum Reden aber gab Gisela nach wie vor. Das ganze erste Jahr ihrer Ehe lebte sie völlig einsam und ging nur in tiefer Trauerkleidung herum. Es hieß, sie könne den Verlust ihrer Freundin, der Erzherzogin Mathilde, nicht verwinden. Daß sie so tief und lange trauerte, hätte ihr kein Mensch verdacht — im Gegenteil, der Kummer um den Tod einer „kaiserlichen Hoheit“ kann sehr wohl auch äußerlich zur Schau getragen werden, aber daß sie nie eine Silbe von dieser unter so interessanten Umständen Verstorbenen erzählen

wollte, sondern jeder Frage absichtlich auswich — das verstimmt die meisten. Auch über den Hofstaat des entthronten Königs von Hannover äußerte Gisela sich niemals, obwohl alle wußten, wie intim sie dort verkehrt hatte. Auch ihres Vaters fürstliche Herrschaft in Böhmen erwähnte sie kaum, obgleich manch einer das prächtige historische Schloß Waldstein in Prag gesehen hatte.

Solche absichtliche Zurückhaltung konnte nur einem unbändigen Hochmut entspringen, wenn auch dieser Annahme Giselas freundliche Art widersprach, mit allen zu verkehren und an ihren Interessen Anteil zu nehmen. Auch das Mädchen, das bei Königsdeck diente, sprach sich im Kreise ihrer Freundinnen sehr lobend über ihre junge Herrin aus. Die stand sogar selbst am Plättbrett und plättete die eigenhändig genähten weißen Kittelchen ihres Jungen, wenn Guste dazu keine Zeit fand. Eine Gräfin Waldstein am Plättbrett! Auch ihr Kind fuhr sie oft selbst im Sportwägelchen vor sich her dem Kiefernwalde zu. Exzentrisch war das! Ein anderes Wort gab's nicht für solch Benehmen. Das konnte doch eine österreichische Gräfin, deren Vater fürstlichen Aufwand trieb, nicht nötig haben?

Freilich, mit diesem Vater war sie ihrer Heirat wegen ganz zerfallen, nicht einmal das mütterliche Vermögen zahlte er ihr aus! Aber dagegen kann man doch klagen, statt sich still geduldig wie eine Magd abzulagen!

Ja, exzentrisch, überspannt mußte sie sein! Auch heute schleppte sie wieder bei der glühenden Sonne den dicken Jungen auf dem Arm herum. An den meisten Fenstern der Straße, die Gisela durchschreiten mußte, um vom Walde zu ihrer Wohnung zu gelangen, waren Fensterpiegel angebracht. Hinter jedem lauerte

ein neugieriges Gesicht, das mit mißbilligendem Staunen der schlanken Gestalt in dem luftigen Sommerkleide nachsah.

Giselas Gang verlangsamte sich unwillkürlich. Die kleine Last in ihren Armen wurde ihr schwer, denn die Steine brannten förmlich unter ihren müden Füßen. Ihr reizendes Gesicht unter dem weißen Florentiner Strohhut glühte, weil Bubi auch noch beide dicke, braune Armchen um ihren Hals legte, eine Liebkosung, die bei neunundzwanzig Grad im Schatten nur einer fanatisch zärtlichen Mutter erträglich sein kann.

Sie bemerkte denn auch wie gewöhnlich nichts von den Späheraugen hinter den Fensterscheiben und geschickt angebrachten Spionen, erwiderte daher ahnungslos manchen Gruß nicht — eine Unterlassungsfünde, die ihrem vermeintlichen Hochmut natürlich sofort wieder erbittert zur Last gelegt wurde. Nichts verletzt ja unbeschäftigte Menschen mehr als das glückliche Ausgefülltsein eines anderen, der seine Zeit zu nützen weiß, und dessen Geist immer fern von ihren alltäglichen Gedanken ins Weite, Unbegrenzte schweift.

Die Sonne brannte wirklich unbarmherzig, aber da schimmerte auch bereits das kleine, weißgestrichene Haus mit den grünen Läden. Die rote Kapuzinerkresse, die an den Fenstern emporkletterte, schaukelte ihre langen Ranken in dem warmen Sonnenwinde.

Der hart klappende Trab eines Pferdes, das in die Straße einbog, erregte sofort Bubis Aufmerksamkeit und ließ ihn seine Müdigkeit vergessen. Er löste die Arme von Giselas Hals und wandte rasch den Kopf um.

„Papa — Papa!“ Gellend schrie die helle Kinderstimme den Jubelruf durch die Stille des Gäßchens.

Königsed sprang vom Pferde und zerrte den Fuchs dicht ans Trottoir heran. „Wahrhaftig — nicht zu

glauben!“ Seine Augen umfingen die reizenden Gestalten von Frau und Kind mit entzücktem Blick. „Da schleppt sie wieder den faulen Strick, statt ihn laufen zu lassen! — Schämst du dich nicht, Bubi? Solch großer Junge läßt sich noch von der Mama tragen!“

Gisela ließ den Zappelnden zur Erde gleiten. Königseck hob ihn auf und setzte den Kleinen in den Sattel des Pferdes. Der Fuchs hatte eine gehörige Felddienstübung hinter sich, der Übermut war ihm daher vergangen. Bubi schlug jauchzend mit den kleinen Händen auf den Hals des goldig schimmernden Pferdes.

„Wir waren im Walde,“ sagte Gisela halb entschuldigend. „Bübchen wurde müde.“ Sie ging sorgsam an der anderen Seite des Pferdes, obgleich Königseck das Kind am Gürtel des hochgerutschten Röckchens festhielt. „Wie heiß und staubig du bist, Liebster!“

Sie sah über das Pferd hinweg in sein schönes, sonnenbraunes Gesicht.

„Schadet nichts — das ist gesund! Aber du, meine Süße, solltest dich nicht so anstrengen! — Laß los, Bubi, du mußt 'runter — wir sind angekommen!“

Aber Bubi, dessen Gehorsam noch nicht stark entwickelt war, krallte sich an Zügeln und Mähne fest, um wenigstens noch bis in den Stall hineinzureiten.

Erst hier gelang es dem vereinten Zureden der Eltern, ihn vom Pferd herunter und in die Stube hinaufzubefördern.

Die Läden waren der Hitze wegen noch geschlossen. Wenn man von draußen kam, erschienen daher die kleinen, engen Räume, die grüngoldiges Dämmerlicht durchzitterte, leidlich kühl.

„Wie schön solch Nachhausekommen ist!“ sagte Königseck. Mit einem tiefen Atemzug der Befriedigung lehnte er sich in seinen Stuhl zurück und sah Gisela zu,



die die Flamme unter dem bereitstehenden Teekessel entzündete.

Bubi machte gewagte Kletterübungen, bei denen er seinen Vater rücksichtslos als Turngerät benützte, und liebäugelte zu gleicher Zeit mit dem Kuchenteller.

Ein feiner Nadel- und Waldmeisterduft hing in den Zimmern, die trotz ihrer einfach gestrichenen Dielen, niedrigen Decken und schmalen Fenster ein Bild vornehmer Behaglichkeit boten. Die reichgeschnitzten Truhen und kostbaren alten Geräte aus dem Palais Waldstein fügten sich durch Giselas geschmackvolle Anordnung harmonisch dem Ganzen ein. In hohen Kristallvasen schwankten lange dunkelgrüne Tannenzweige mit hellerem Buchenlaub dazwischen. In flachen, perlmutterschillernden Glasschalen schwammen Waldmeister- und Bergißmeinnichtkränze. Vor den Fenstern wehten die blaßgelben, mit roten Ranken durchschossenen Musselgardinen leise hin und her. Das Sonnenlicht von draußen, durch die grünen Läden gedämpft, überzitterte das trauliche Zimmer mit zart abgetöntem goldigen Schein.

„Wenn ich so an mein Junggesellenheim denke!“ Königsed schob lachend das Bübchen vom Knie und küßte Giselas Hand, die ihm Teetasse, Zigaretten und Aschbecher auf dem niedrigen indischen Tisch neben seinem bequemen Ohrenlehnstuhl hinstellte. „Du verwohnt uns zu sehr, Gisela — mich und Bubi! Aber wir sind glücklich gewesen, meine Geliebte, diese Jahre über — nicht wahr?“

Er behielt ihre Hand in seiner und schob in zärtlichem Spiel die Armbänder an ihrem feinen Gelenk hin und her. „Du hast den aufgegebenen Glanz, die kaiserlichen und königlichen Freundschaften in unserem bescheidenen Heim noch nicht entbehrt?“

„Nein, Bodo — ich bin unsagbar glücklich mit dir! — Nur meine Mathilde fehlt mir. Wie hätte die sich an meinem Glück erfreut!“ Sie beugte sich schnell zu dem Kinde herunter, um ihre nassen Augen zu verbergen. „Daß ich unseren Bub meiner Mathilde und — dem Vater nicht zeigen kann, ist doch zu schade! Ich prahlte so gern mit unserem herzigen Schatz. Aber Mathilde kann ihn nie sehen — und der Papa will's nicht!“

„Damit tut er sich selbst den größten Schaden,“ meinte Königsed ruhig, indem er eine Zigarette anzündete. „Er kann lange suchen, bis er so was zu sehen bekommt wie unseren kleinen Strolch.“

Gisela räumte das Leegeschirr zusammen.

„Du hast nie einen Brief aus Waldstein bekommen? Von deinem Bruder auch nicht? Nicht einmal nach der Geburt des Kindes, die ich ihnen anzeigte, haben sie gratuliert?“

„Nein, Bodo — niemals.“

Königsed sah an Giselas zitterndem Munde, ihrem raschen Atemholen, wie dies Thema sie erregte. „Mach dir nichts drauß, mein Herz, laß sie laufen!“ bat er zärtlich.

Sie setzte sich neben ihn in einen niedrigen Korbstuhl und lehnte den hübschen, schwarzlockigen Kopf gegen seinen Arm. „Ich weiß — es ist dumm, aber manchmal hab' ich doch ein bisschen Heimweh,“ gestand sie leise.

„Heimweh — Gisela!“

„Ja — richtiges Heimweh!“ Ein leichtes Beben lag in ihrer Stimme. „Nachts wache ich davon auf — mir ist, als höre ich die Moldau rauschen, leise schlagen die Wellen gegen die Treppenstufen unseres Gartens — und dann fehlt mir der sehnsüchtige blaue Duft über

den Bergen, die zart verschwimmenden Linien der Laubwälder. Die Gegend ist hier so monoton, die Nadeln an den Kiefern werden grün oder braun — das ist der einzige Unterschied zwischen Sommer und Winter. Alles ist so flach, nüchtern, trostlos — auch die Menschen hier ähneln ihrer Heimat, denn sogar ihre Gespräche erdrückt der Flugsand der Längenweile.“

Sie stockte, denn sie bemerkte an Königseds erschrockenem Ausdruck, daß sie sich verraten hatte.

„Ich hab' das ja selber nicht gewußt,“ fügte sie schnell hinzu, indem sie ihren weichen Mund abbitend gegen seine Hand preßte. „Verzeih mir — das ist ja alles nur Dummheit von mir! Wenn ich mit dir und dem Kind zusammen bin, bin ich die glücklichste Frau von der Welt — und die undankbarste dazu. Solch Zeug zu schwätzen!“

„Die süßeste, beste Frau bist du!“ entgegnete er gerührt. „Es ist ganz natürlich, daß du so empfindest, Gisela. Man kann seine Vergangenheit nicht auflösen. Warum sprichst du nicht eher darüber?“

„Ich habe das wirklich selbst kaum gewußt — nur so unklar, dumpf empfunden. Wir wollen lieber nicht mehr davon reden. Erzähle mir, was die Zeitungen bringen. Wird's wirklich Ernst mit Frankreich?“

„Vielleicht. Vorläufig sieht's ganz danach aus.“

„Bodo, sagst du das, um mich zu bestrafen für den dummen Unsinn, den ich vorhin redete?“

„Dich bestrafen? Ja — da hast du deine Strafe!“ Er drückte einen leidenschaftlichen Kuß auf ihren Mund. „Gisela, du bist eine tapfere Seele! Wenn's Krieg gibt, wirst du das wieder beweisen.“

Sie wurde sehr blaß. „Ich würde für unser Kind leben,“ sagte sie einfach. „Mein eigenes Leben wäre zu Ende, wenn du mir genommen würdest.“

„Geliebte!“

Bubi war aber nicht für rührende Szenen eingenommen. Er kletterte von hinten auf den Stuhl seines Vaters und schob sein lachendes Gesichtchen zwischen die Köpfe der Eltern.

Vielleicht war es ganz gut, daß beide auf diese Weise aus ihrer Versunkenheit gerissen wurden, denn im selben Augenblick kam auch schon eine Ordonnanz herein und meldete, der Herr Oberst habe befohlen, die Herren Offiziere möchten sich alle binnen einer Stunde im Kasino zu einer Versammlung einfinden.

Gisela erschrak heftig. „Das hat gewiß etwas Schlimmes zu bedeuten!“ rief sie.

„Vielleicht will der Oberst uns nur irgend etwas Gleichgültiges sagen,“ meinte Königsbeck. Er stand auf, um seine Uniform zu wechseln. Man sah ihm an, daß er selbst nicht recht an seine beruhigenden Worte glaubte.

Die junge Frau blickte ihm vom Fenster aus nach, bis seine elastische Gestalt hinter der nächsten Straßenebiegung verschwunden war. Bubi preßte sein Näschen noch eine Weile länger an der Scheibe platt.

Ein ihr selber unerklärliches Angstgefühl schnürte Giselas Herz zusammen. Kriegsgerüchte waren doch schon oft aufgetaucht und immer wieder verschwunden — auch jetzt lachte jeder bei dem Gedanken, man könne Krieg mit Frankreich wegen der spanischen Thronfrage führen. Das war natürlich nur ein Vorwand. Aber wer Streit will, der bricht ihn eben vom Zaun. Wegen viel nichtigerer Ursachen geriet die Welt schon oft in Brand.

Sie saß ganz gegen ihre Gewohnheit untätig am Fenster und sah in den langsam verblässenden Abendhimmel hinein.

Wie lange die Offizierversammlung heute dauerte!

Wenn es nichts Wichtiges wäre, müßte Bodo längst zurückgekommen sein.

Bübchen wurde zu Bett gebracht, und noch immer saß sie in banger Erwartung in ihrem kleinen Salon, über den die Abendshatten ihre silbergrauen Schleier spannen.

An der Korridor Klingel riß endlich eine ungestüme Hand. Gisela sprang auf. Sollte Bodo seinen Schlüssel vergessen haben? Sie wollte hinauslaufen, um ihm zu öffnen, aber da ging bereits die Zimmertür auf. In dem geöffneten Rahmen der Tür stand eine schmale dunkle Gestalt.

Hinter derselben erschien das erstaunte Gesicht des anmeldenden Burschen. „Graf Waldstein wünscht die gnädige Frau zu sprechen,“ brachte er endlich heraus.

„Lexi — du!“ Gisela lief auf den Bruder zu. Vergeben waren die langen Jahre, der Streit, der ganze Groll. Sie weinte und lachte in einem Atem, strich dem Bruder übers Gesicht und fragte tausend Sachen in derselben Minute, ohne ihm Zeit zur Antwort zu lassen.

„Gisa — altes Mädel! Daß du dich so freuen würdest, das — das hätt' ich nicht gedacht. Na — am End' vergeht die Freud' bald wieder! — Dein Mann ist nicht zu Haus? Schadet nix — ich sprech' erst lieber mit dir allein.“

„Setz dich, Lexi! Hier in diesen Stuhl — da sitzt Bodo immer, der ist am bequemsten. — Wo mein Mann ist? Im Kasino. Ach, frag nicht lang, Bub — erzähl mir lieber, wie du daher kommst! Was macht der Vater? Ist er noch arg böß? Der alte Brummbär! Will er denn gar nicht wieder gut werden? Wenn er erst mein Büberl geschaut hätt' —“

„Wo ist denn der Prinz?“

„Im Bett, Lexi. Willst ihn gleich sehen?“

„Später, Gisa. Er läuft uns ja nit weg.“

„Du bleibst hier, Lexi, schläfst hier — gelt? Ich richt' dir schnell ein Bett im Gaststübl.“

„Laß nur, laß! Du mußt doch erst wissen, ob dein Mann das mag.“

„Mein Mann!“ Giselas Augen glänzten. „Der ist gut, Lexi! Blikdumm seid ihr, wenn ihr das nicht einsehen wollt! — So — und nun erzähl endlich. Bist wieder einmal auf Urlaub — gelt? Und hast wirklich an dein Schwesterl gedacht?“

Graf Alex lachte scharf auf. „Jawohl, ich hab' Urlaub — auf unbestimmte Zeit, Gisela. Urlaub, solange ich will!“

„Was soll das heißen?“ Gisela sah den Bruder besorgt an. In Lexis hübschem Gesicht lag ein merkwürdig veränderter Ausdruck, etwas Scheues und doch auch wieder verbissen Trotziges. Sie konnte den Ausdruck nicht ganz enträtseln, aber er beängstigte sie. „Ich will die Lampe bestellen, daß man sich ordentlich sehen kann,“ schlug sie vor.

„Daß es dunkel — das ist mir lieber!“ Er legte beide Arme um ihre Schultern und den Kopf gegen ihre Brust.

Sie fühlte das Rücken seines Körpers. „Was hat's denn gegeben, armer Lexi?“ Lieblosend strich sie über sein blondes Haar, als ob er ihr kleiner Junge wäre, den sie beruhigen müsse.

„Gisela — mit mir ist's aus, wenn ihr mir nicht helft!“

„Lexi — was ist geschehen? Kann dir unser Vater nicht helfen?“

„Nein.“ Seine Stimme wurde hart. „Nach Prag gehe ich nicht zurück, nicht eher, bis ich wieder den Kopf hoch tragen kann. — Gisela, du bist gerächt!“

„Was denn nur? Sprich doch nicht in Rätseln, sag kurz, was passiert ist!“

„Schulden hab' ich wieder!“

„Die hattest du ja immer!“

„Ja — aber nicht so viel! Wir haben gespielt, haben die Summen nur noch auf Zettel geschrieben. Ich — ich hab's nie ausrechnen können, was ich in der einen tollen Nacht verspielt hab' — viele viele Tausende —“

„Weiter!“

„Ich mußte am anderen Tag zahlen und mußte es dem Vater sagen. Wir sind hart aneinander geraten. Er hat getobt — nein, geraut. Dann ging ich zum Kommandeur. Der wollte mich auch am liebsten los sein, sprach von schlechtem Einfluß im Regiment und so weiter. Da nahm ich lieber freiwillig den Abschied.“

„Sind deine Schulden bezahlt, Alex?“

„Nein — sie können nicht bezahlt werden. Der Vater müßte Geld auf die Güter aufnehmen, und das gibt das Vormundschaftsgericht nicht zu, weil dir dein mütterliches Erbteil noch nicht ausbezahlt worden ist. Die Gläubiger wollen sich nur auf einen Vergleich einlassen, wenn du schriftlich ihre Ansprüche anerkennen zu wollen erklärst. Kannst du das tun, Gisela? Du hast ein Kind! Später wollt' ich dir ja alles wieder ersetzen, aber vielleicht erst nach Jahren — und verdient haben wir's nicht um dich.“

„Selbstverständlich lasse ich meinen Bruder nicht ehrlos werden. Ich werde alles unterschreiben.“

„Und dein Mann?“

„Wir sind eins — was ich tue, das ist ihm recht.“

„Das ist aber noch nicht alles.“

„Was gibt's noch weiter, Lexi?“

„Vielleicht kann dein Mann mir raten und helfen. Ich möchte als Freiwilliger mit in den Krieg.“

„Bist du toll, Lexi?“

„Meinst du, man nimmt keinen verabschiedeten österreichischen Offizier? Zum Totschießen wären wir doch noch allemal gut genug!“

„Glaubst du denn wirklich an einen Krieg?“

„Natürlich gibt's Krieg!“

„Woher weißt du denn das?“

„Weil ich in Paris war. Dort sind sie vom Krieges- und Siegestaumel wie besessen.“

„Was wolltest du denn in Paris?“

„Sehen, was die hannöversche Legion dort eigentlich anstellt — ich hab' ja gute Freunde dabei, und ich dacht' auch, vielleicht gibt's bei denen noch was zu tun. Aber die Armisten sind auseinandergesprengt. Manche stehen in Salzburg vor einem Kriegsgericht, andere, wie Kammingen zum Beispiel, halten sich in Frankreich verborgen. Der Welfentraum ist zu Ende. Na, vielleicht ist's besser so, denn als Deutscher sich mit den Franzosen zu verbrüdern — da dreht sich einem doch das deutsche Herz im Leibe um.“

„Wie sich das alles gewandelt hat!“ Gisela legte dem Bruder die Hand auf die Schulter. „Ihr seid uns Preußen also nicht mehr böß in Osterreich?“

„Keine Red'! Bewundern tun wir die Preußen, denn die Leut' haben Schneid — das muß man anerkennen! Ich wär' froh, wenn sie mich mitnehmen wollten.“

„Willst du auf Beförderung dienen, Lexi?“

„Nein — ich will bloß dem Vater beweisen, daß ich nicht der schlappe Bursch bin, für den er mich jetzt hält. Wird' ich nicht totgeschossen, so kann ich später eines der Güter übernehmen und an dir gutmachen, was du jetzt für mich tun willst, Gisa. Meinst du, daß Königsed' mir helfen kann?“



„Das glaub' ich schon. Sein Onkel ist kommandierender General, durch den läßt es sich gewiß erreichen. — Aber nun setz mir auf, was ich für deine Gläubiger unterschreiben soll. Sie müssen so bald wie möglich befriedigt werden.“

„Eigentlich ist's ein Unsinn, denn wenn man mich totschießt, braucht niemand meine Schuldenerbschaft anzutreten.“

„Doch!“ Giselas Stimme klang fest. „Auf dem Namen des Grafen Waldstein dulde ich keinen Flecken. Mach vorwärts — in Bodos Stube ist Licht. Feder und Tinte stehen auf dem Schreibtisch. Wir unterzeichnen dann beide.“

„Gisela, du bist —“

Alex konnte nicht weitersprechen, er legte den Kopf auf die Tischplatte.

„Heul nicht, Bub! Dazu ist jetzt keine Zeit. Wenn Bodo kommt, mußt du alles geschrieben haben. Ich geh' inzwischen und mach dir die Stube zurecht. Fürlieb mußt halt nehmen.“

„In der Kaserne wird's wohl nicht viel schöner sein.“ Alex lachte schon wieder. „Na, außs Pferdepußen versteh' ich mich. Und reiten kann ich auch — gelt? Der Herr Rittmeister wird auffchau'n!“

Sein leichtherziges Lachen, über das Gisela sich früher oft geärgert hatte, tat ihr heute wohl. Der weiche österreichische Dialekt, den sie so lange entbehren mußte, berührte sie wie das sanfte Streicheln einer geliebten Hand. Wie tief ihr das Heimweh im Herzen saß trotz alles häuslichen Glückes, das merkte sie in dieser Stunde, die ihr den Bruder wiedergab.

Das kleine Gastzimmer war schnell in Ordnung, noch früher, als Lexi den Verzicht, den Gisela unterschreiben sollte, außs Papier gebracht hatte.

Sie saß noch neben dem Bruder am Schreibtisch, den Arm um seine Schultern gelegt, als Königseck nach Hause kam. Im ersten Augenblick blieb er starr vor Staunen mitten im Zimmer stehen. Lexi fühlte zum ersten Male in seinem Leben eine gewisse Befangenheit, als er sich dem Hausherrn, seinem Schwager, gegenüber sah. Wie seltsam sich die Lage verschoben hatte seit ihrer letzten Begegnung!

Gisela lief auf ihren Mann zu. Er sah sofort an ihren rosigen Wangen und strahlenden Augen, wie sehr sie sich über das Wiedersehen mit ihrem Bruder freute.

Er streckte darum dem Schwager die Hand hin. „Ich freue mich, Graf Waldstein, daß Sie endlich den Weg zu Ihrer Schwester gefunden haben.“

Ein helles Rot stieg in das Gesicht des jungen Grafen. Diesem stolzen, selbstbewußten Mann einzugestehen, welche Gründe ihn herführten — das war bitter. Er warf Gisela einen hilfeschuchenden Blick zu, während er eine undeutliche Antwort murmelte.

Gisela nahm die Hand ihres Mannes. In ihren schönen Augen lag ein bittender Blick. „Bodo,“ sagte sie leise, „weißt du, was mir immer an der österreichischen Armee besser gefallen hat als an der preussischen?“

„Nun — was denn?“

„Daß alle Kameraden dort ‚du‘ zueinander sagen. Willst du das mit dem Lexi nicht auch so halten?“

Königseck konnte ihren Bitten nie widerstehen. „Gewiß — wenn’s deinem Bruder recht ist, mein Herz.“

Graf Alex sah finster zu Boden. „Ich bin nicht mehr österreichischer Offizier, ich hab’ den Abschied genommen,“ gestand er, ohne Königsecks hingehaltene Hand zu berühren. „Wenn Gisela nicht auf Auszahlung ihres Erbteils verzichtet, bin ich ehrlos. Sie will das

freilich tun. Und ich — ich möcht' mich bei Ihrem Regiment melden als Freiwilliger —“

„Bodo, gibt's wirklich Krieg? Sag mir die Wahrheit!“ flehte Gisela.

„Ja, Liebste. Die Mobilmachungsbefehl ist heute eingetroffen. Deshalb wollte uns der Oberst sofort sprechen. Wir rücken unverzüglich aus.“

Gisela blieb eine Weile still. Ihre Hände lagen in denen ihres Mannes. Er fühlte ihre Finger zwischen den seinen eiskalt werden.

„Kannst du's erreichen, daß Lexi mit in den Krieg geht?“ fragte sie endlich.

Königssee sah überrascht auf. „Wollen Sie — willst du das wirklich tun, Alex?“

„Ja — und ich werd' dir keine Schand' machen.“

Königssee dachte nach. „Ich müßte sofort an meinen Onkel Falkenstein schreiben und ihm die Sache vortragen. Am besten ist's telegraphisch. Wir haben keine Zeit zu verlieren.“ Er zog seine Schreibmappe heran. Auf der lag noch der für Gisela aufgesetzte Verzicht. „Was soll das? Ach so. — Gut — unterschreibe das nur, Gisela. Ich kann meinen Sohn auch ohne Waldsteinsches Geld ernähren.“

„Du hast recht, bitter über uns zu urteilen,“ antwortete Alex betreten. „Aber ich werd' es gutmachen, wenn ich leben bleibe. Wenn nicht, so —“

„Den Fall wollen wir lieber nicht erwägen,“ meinte Königssee freundlich. — „Gisela, willst du mit Bubi zu meiner Mutter gehen, während ich fort bin?“

Sie schüttelte den Kopf. Dann trat sie hinter seinen Stuhl und küßte sein kurzverschnittenes dunkles Haar. „Nein, Liebster. Wenn du ausgerückt bist, reise ich mit Bubi nach Prag zum Vater. Ich zeige ihm unseren

Sohn und erzähle ihm, was aus dem seinen geworden ist. — Darf ich?“

„Dein Vater sagte dir zuletzt noch, die Frau eines preußischen Offiziers dürfe sein Haus nicht wieder betreten, Gisela!“

„Ein im Zorn gesprochenes Wort wiegt nicht schwer, Bodo. Und wenn gar sein einziger Sohn bei den Preußen dient, wird er wohl nicht anders können, als mich aufnehmen. — Was meinst, Lexi?“

Aber der antwortete nicht mit Worten. Er fiel Gisela nur um den Hals und erstickte sie fast mit seinen Küffen, bis Königssee halb ärgerlich, halb lächelnd seine Frau befreite und sich Ruhe ausbat, um die wichtige Depesche vernünftig aufsetzen zu können. —

Die Antwort, die am nächsten Tage eintraf, lautete günstig. Der Regimentskommandeur war daraufhin bereit, den jungen Grafen Waldstein als Freiwilligen anzunehmen. Königssee bat ihn sich in seine Schwadron aus.

Ein leuchtender Sommermorgen voll Glanz und Duft hing über dem Städtchen, als das Regiment mit klingendem Spiel ausrückte.

Alle Türen und Fenster standen weit offen, aus vielen flatterten weiße, tränennasse Tücher den Abreitenden nach.

Gisela stand auch am Fenster ihres kleinen weißen Hauses in der Perleberggasse, durch die das Regiment entlangritt. Einmal mußte sie ihren Mann und auch Lexi noch sehen. Sie hielt das Kind, das nur mit seinem Hemdchen bekleidet war, auf dem Arm. Bubis Beinchen waren nackt, aber das schadete nichts. Das Kind eines Soldaten muß sich an alles gewöhnen, auch daran, daß sein Vater forttritt in den Krieg.

Königssee wandte den Kopf um, solange er noch das offene Fenster, das die Blüten der roten Kresse malerisch umhingen, sehen konnte.

Gisela hob das Kind hoch — jubelnd langte es mit beiden Armchen nach den im Morgenwinde lustig flatternden Fähnchen der Mänen.

Als letzter im Zuge ritt ein junger Freiwilliger. Der hielt die Lanze trotzig aufgestemmt und saß so steif aufgerichtet im Sattel wie seine Kameraden. Ein kaum bemerkbares Lächeln glitt um seinen Mund beim Anblick der Schwester und seines kleinen Neffen. Dann nahmen seine Züge wieder den Ausdruck tiefen Ernstes an. Das war Graf Alex Waldstein, einst Offizier der Leibwache des Kaisers von Oesterreich, der jetzt als einfacher preußischer Soldat mit in den großen Krieg zog gegen Frankreich.

---

#### Siebzehntes Kapitel.

Das erste silberne Frühlicht zitterte über den alten Thürmen von Prag. Noch ruhten die Straßen und die engen, vom Bollwerk des Flusses sich steil emporwindenden Gäßchen im Grau der Dämmerung. Noch rasselte kein Frachtwagen über das Pflaster. Die Häuser schienen zu schlafen, nur hin und wieder entstieg den rußgeschwärzten Schornsteinen ein Wölkchen, das sich in zierlichen Windungen langsam aufrollte und dessen goldbraune Farbe gegen das sanfte Bergißmeinnichtblau des Frühhimmels abstach. Ein köstlicher Hauch entstieg dem breiten Strombett der Moldau. Der erste Sonnenstrahl lief wie ein goldener Faden an den grauen Steinfiguren der Nepomukbrücke entlang. Die alten Gebäude, die sich im phantastischen Gewirr um die Brücke herumziehen, starrten wie Schatten einer

längstvergangenen Zeit in den neu erwachenden Sommertag hinein. Über der höchsten Spitze des Domes schwebte eine Lerche und warf ein Jubellied der langsam emporsteigenden Sonne entgegen.

Gisela ging langsam durch die ihr so wohlbekanntem Straßen — dem Vaterhause zu. Ihr Mädchen, das das schlafende Kind trug, wunderte sich, warum ihre Herrin schon an der Brücke den Wagen halten ließ und ausstieg. Aber Gisela hatte der Versuchung nicht widerstehen können, zu Fuß über die alte, liebe Brücke zu gehen. Wie teure Bekannte grüßten sie die Heiligenbilder, die Türme und Häuser. An jeder Stelle hingen tausend Erinnerungen, liebe und schmerzliche, frohe und bittere. Der Gang war wie ein langsames Zurückblättern in einem alten, wertvollen, oft gelesenen Buch.

Mit tiefen Atemzügen sog sie die kühle Morgenluft ein — die Heimatluft, die von den blauen Bergen ihrer Kindheit herunterwehte, aus dem langsam und stolz dahinziehenden Fluß zu ihr emporstieg.

Als eine alte Frau mit rotem Kopftuch über dem wirren schwarzen Haar ihr bettelnd die Hand hielt, stürzten ihr die Tränen übers Gesicht. Die Alte knickte und küßte Giselas Ellbogen, freudig überrascht durch das unerwartet hohe Geldgeschenk, das sie empfing.

Gisela tupfte schnell mit dem Tuch gegen ihre feuchten Augen. „Wach auf, Bubi — Liebling!“ Sie küßte das blonde Köpfschen, das schlaftrunken an der Schulter der Wärterin lag. „Wir sind gleich da beim Großpapa, weißt du, wo das große braune Pferd in der Halle steht, von dem ich dir erzählt hab’.“

Bei dem Zauberwort ermunterte sich der Kleine sofort und rieb mit beiden Fäustchen den Schlaf aus den Augen.

Mit ihrem Kinde an der Hand betrat Gisela das Haus ihres Vaters wieder.

Der alte Graf war ein Frühaufsteher. Gisela wunderte sich daher nicht, daß schon zu dieser frühen Stunde auch das Dienstpersonal auf und bei der Arbeit war. Trotzdem erschienen ihrem geschulten Hausfrauenblick die Zimmer, die sie durchschritt, vernachlässigt und öde. Der jugendliche Diener und eine recht unordentlich aussehende kleine Magd in kurzem Rock und weiter loser Jacke, die in der Halle segten und sich dabei lebhaft unterhielten, waren ihr fremd. Beide starrten sie mit erstaunten Augen an, als sie so ruhig eintrat und um diese Zeit schon nach dem Grafen fragte.

„Er geht im Garten spazieren,“ meinte der Diener und fragte, wen er melden solle.

Gisela wollte antworten, aber Bubi zerrte sie vorwärts. Da gab's kein Halten. Das Pferd, das große braune Pferd, das mußte er nicht nur sehen, sondern auch sofort besteigen. Gisela hob das Kind beim Durchschreiten des Saales auch in den Sattel. Sie mußte daran denken, wie sie ihn so noch vor wenigen Tagen auf einem wirklichen Pferde gehalten hatte. Damals ging Königssee an der anderen Seite, seine Augen suchten die ihren mit einem glücklichen Aufleuchten über des Kleinen Jubel.

Sie brachte keine Antwort heraus auf die vielen Fragen, die Bubi sofort hervorsprudelte. Warum das Pferd nicht laufen könnte, wollte er wissen, und weshalb der Sattel mit rotem Samt bezogen sei. Auch die altmodischen Zügel und spizen Steigbügel befremdeten den kleinen Reiter sehr. Er versuchte vergeblich, sie mit den kurzen Beinchen zu erreichen.

„Sitz allein, Bubi, und halt dich recht fest!“ befahl Gisela. Sie ließ das Kind los, denn sie sah ihren Vater

durch den Garten auf die Halle zukommen. Sie ging ihm entgegen. Schon von weitem bemerkte sie, wie gebückt er ging, der graue Kopf war schneeweiß geworden — es war ein alter, sehr alter Mann, der auf sie zukam, dem wahrscheinlich fast das Herz brach über den Zwist mit seinem Sohn, dem einzigen Menschen auf der Welt, den er liebte. Von dem Vater fort sah sie dann ihr eigenes Kind an, und sie begriff plötzlich alles — die übertriebene Liebe, den grenzenlosen Schmerz. Groll, Born und Bitterkeit fielen von ihr ab, sie fühlte nur noch Mitleid, tiefes, heißes Mitleid, das alles begreift und darum alles verzeiht.

Der alte Graf sah erst auf, als er schon im Eingang der Halle war. Er blieb, auf seinen Stock gestützt, stehen und starrte Gisela an wie eine Erscheinung aus einer anderen Welt. Dann lief ein jähes Erschrecken über sein vergrämtes Gesicht. „Lexi! Was ist mit Lexi geschehen?“ sagte er dumpf. „Du weißt etwas von ihm, Gisela, und bist deshalb hergekommen, um mich vorzubereiten. Hat er sich —“

Er streckte abwehrend beide Hände vor, als ob ein fürchterlicher Schlag ihn treffen sollte. Der Stock entglitt seinen zitternden Fingern und fiel laut polternd auf die Steinfliesen.

Der Kleine auf seinem hohen Pferd erschrak. „Geh mich 'runter, Mama!“ schrie er.

Aber Gisela achtete zum ersten Male im Leben nicht auf ihr Kind. Sie legte ihre Hand auf den Arm des Vaters. „Ja, Vater — ich komme zu dir, um dir von Lexi zu erzählen. Er war bei uns und hat mir alles gesagt. Jetzt ist er als Freiwilliger mit in den Krieg gezogen. Er ist bei dem Regiment meines Mannes und steht in seiner Schwadron.“



„Habt ihr ihm diese Verrücktheit in den Kopf gesetzt?“ schrie der Graf wütend, trotzdem er gleichzeitig erlöst aufatmete.

„Nein. Aber wir haben auch nicht abgeredet. Das hätte auch nichts geholfen. Lexi war fest entschlossen, und darum ist ihm mein Mann behilflich gewesen, sein Ziel zu erreichen. Er will auf ihn achten so gut wie möglich.“

„Wie kann er das im Kriege? Ein toller Streich! Mein Sohn, ein Graf Waldstein, ein österreichischer Edelmann, der — der zieht mit den Preußen aus —“

Der alte Graf machte ein Gesicht, als ob ein Weltuntergang gegen diese ungeheuerliche Tatsache eine geringfügige Kleinigkeit sei.

„Mir gefiel's von Lexi.“

„Natürlich gefällt dir's! Du — du Preußin — du! — Ist das dein Bub, der da auf unserem alten Wallensteiner Gaul herumzappelt?“

„Das ist er.“ Gisela trat zu dem Kinde und drehte seinen blondlockigen Kopf dem Vater zu. „Schau ihn an!“ bat sie.

„Grad so hat der Lexi auch auf dem Pferd da gefessen, wie er klein war,“ sagte der alte Waldstein leise vor sich hin. Seine Stimme brach plötzlich. „Mein Bub — mein lieber Bub!“

„Vater, du siehst ihn wieder! Und er wird als ein anderer zu dir zurückkommen — paß nur auf!“

„Das will ich ja gar nicht! So — grad so, wie er ist, möcht' ich ihn wieder haben. Macht mir nur keinen lebernen, pedantischen Preuß' aus meinem feschen Buben!“

„Na, wenn er ein bißl solider würd', tät's am End' nix schaden!“ meinte Gisela. „Übrigens kannst du Lexis Schulden bezahlen. Ich hab' dem Gericht meinen Verzicht eingeschickt.“

„Dein Mann willigte ein?“

„Wir könnten unser Kind selber ernähren, meinte er. — Willst du mich hier behalten während des Krieges, Vater, oder bin ich dir lästig?“

„Wenn du bleiben magst — dann bleib! Du verstehst ja das Haushaltführen. Hier geht alles drunter und drüber, seit ich die alten Leut' entlassen hab'.“

„Warum tatest du das denn?“

„Frag nicht so dumm, Mädel! Ich muß doch dem Legi die Schulden bezahlen, und das Vormundschaftsgericht mahnt mich auch ewig an dein Erbteil! Glaubst du, das wächst mir alles von selber zu?“

„Ich hab' ja nun verzichtet, Vater!“

„Om — Zinsen wirst du wohl nehmen müssen. Ich lass' mir von den Preußen nichts schenken! — Hättet ihr einen Prozeß angefangen, tät' ich mich schon wehren, aber so — — Na, schließlich bist du doch auch mein Kind, und der Bub da ist mein Enkel.“

„Bis jetzt hab' ich noch nicht viel davon gemerkt, daß du so denkst, Vater!“

Der alte Waldstein antwortete nicht. Er hob den Kleinen vom Pferde herunter und behielt die weiche Hand in seiner, als ob ihm die Berührung der Fingerchen angenehm wäre.

Mit stillem Lächeln ging Gisela hinter den beiden her. —

Sie lebte sich schnell wieder im Palais Waldstein ein. Der Haushalt lief sogar mit dem ungeschulten, jugendlichen Dienstpersonal unter ihrer geschickten Leitung bald wie auf Gummirädern. Der alte Graf empfand das sehr wohlthuend, wenn er auch nichts darüber sagte. Seitdem er die Schulden des Sohnes bezahlen konnte, atmete er wieder freier. —

Von Legi kam weder an Vater noch Schwester ein

Brief. Aber Königseck berichtete treu über den eifrigen, tapferen jungen Freiwilligen.

Gisela selbst erwartete die Briefe ihres Mannes nicht ungeduldiger als der alte Graf, der jetzt nur durch den preußischen Schwiegersohn von dem Ergehen seines Abgotts erfuhr. Er sagte zwar nichts, aber Gisela bemerkte, daß er oft dem Briefträger weite Strecken entgegenlief. Sie sah die zitternde Ungeduld, mit der er ihr jedes Wort über Lexi förmlich von den Lippen trank, wenn sie den erhaltenen Brief vorlas.

Mit seinem kleinen Enkel wurde der Alte bald gut Freund. Daß das beherzte Bübchen ihm mit unschuldiger Vertraulichkeit entgegenkam, gewann ihm das Herz des härbeißigen alten Mannes. Er fand täg'ich mehr Ähnlichkeit mit seinem geliebten Sohn in dem kleinen Kindergesicht, sagte oft „Lexi“ zu dem Jungen und trug ihn gern herum, wenn er glaubte, Gisela bemerke seine Bärtlichkeit nicht.

Die Siegesnachrichten folgten Schlag auf Schlag. Das französische Kaiserreich brach zusammen. Das Ringen des zur Republik gewordenen französischen Volkes war nur noch ein Verzweiflungskampf gegen einen stärkeren, zielbewußteren Gegner.

Mit allgemeiner Befriedigung wurden auch in Osterreich die Siegesnachrichten aufgenommen. Eine Flamme der Begeisterung durchglühte alle, die deutsch sprachen, deutsch dachten — trotz des noch vor wenigen Jahren so tief klaffenden Zwiespalts.

In vollkommener Übereinstimmung boten die deutschen Fürsten dem König Wilhelm die Kaiserkrone an. Er willigte ein, obgleich noch um Paris herum der Kampf tobte. —

Das war ein weltgeschichtliches Schauspiel, als König Wilhelm in jenem Spiegelsaale von Versailles, dessen

Decke in Freskogemälden den Triumph Ludwigs XIV. über Deutschland darstellt, zum deutschen Kaiser ausgerufen wurde! Deputationen von allen um Paris lagernden Truppen mit all ihren Fahnen und sämtliche in Versailles anwesende Offiziere waren zu diesem feierlichen Akt nach dem Schlosse von Versailles befohlen worden.

Königsack, der die Feier mitmachte, beschrieb sie in so begeisterter Weise, daß sogar der alte Waldstein ein leichtes Lächeln der Befriedigung nicht unterdrücken konnte, obgleich es dem alten Österreicher doch hart ankam, sich in diese außerordentliche Machtentfaltung Preußens zu finden.

Konnte er aber die noch hassen, bei deren Fahnen sein einziger Sohn diente, dem das schönste militärische Ehrenzeichen, das eiserne Kreuz, für sein tapferes Verhalten in der Schlacht von Le Bourget mit lobenden Worten von seinen Vorgesetzten überreicht worden war?

Als Gisela ihm diese Nachricht vorgelesen hatte, war der Alte nur still hinausgegangen, aber seitdem merkwürdig weich und gut gegen sie und das Kind geworden.

Der sich so lange durch den Aufstand der Pariser Kommune hinausziehende Friedensschluß war eine harte Geduldsprobe für Gisela und ihren Vater, die täglich sehnsüchtiger ihren Lieben entgegenbangten. Endlich zog mit dem Frühling auch der Friede ein, der Rückmarsch begann.

„Willst du deinem Mann schreiben, daß er herkommt, Gisela?“ fragte der alte Waldstein. Und beinahe verlegen brachte er dann hervor: „Legt wird doch wohl gleich seinen Abschied nehmen?“

„Das weiß ich nicht, Vater. Er hat noch nichts darüber geäußert. Ich glaube, er schämt sich ein bißchen, dir vor die Augen zu treten.“

„Er schämt sich!“ fuhr der Alte auf. „Was hat er sich noch zu schämen, der dumme Bub! Stolz bin ich auf ihn — noch mehr wie früher, und jetzt doch mit Recht — gelt, Gisela?“

„Ja, Vaterl. Aber ich geh' besser heim. Ich will meinen Mann in unserem kleinen Haus empfangen, in dem lieben, kleinen Haus, in dem Bubi geboren ist, und wir so glücklich gewesen sind. Damals hab' ich noch manchmal Heimweh gehabt trotz all meines Glücks — das kam, weil ich nur mit Bitterkeit an meine Heimat hier denken konnte. Jetzt ist das anders. Alles Böse ist ausgelöscht, jetzt bin ich erst richtig in dem kleinen märkischen Landstädtchen heimisch geworden.“

„Könnt' ich dich nicht begleiten? — Red mir nig dawider — ich muß den Vexi gleich sehen, ich halt's nimmer aus!“

„Bei uns mußt du aber sehr fürlieb nehmen, Vaterl! Solche kleine Häuslichkeit kannst du dir gar nicht denken.“

„Na, da tut's also arg not, daß ich zuschau', woran's noch fehlt.“

„An nichts, Vater, als an deiner Liebe. Sei mir nur auch wieder ein bißl gut!“

Der alte Graf schob die Augenbrauen hoch und sah seine Tochter erstaunt an. „Wenn du das noch nicht gemerkt hast, daß ich dir gut bin, wie nie zuvor, weil du ja das mit dem Vexi ins G'schick gebracht hast — dann bist du dümmer, wie erlaubt ist.“

Gisela mußte lachen über diese eigentümliche Liebeserklärung. Sie sagte zu ihrem Jungen: „Geh, Bubi, und gib dem Großpapa einen Kuß! Der hat halt nur die Buben gern, aus den Mädeln hat er sich sein Lebtag nit viel gemacht!“

---

Diesmal machte aber Königssee einen Strich durch

alle Pläne. Er schrieb seiner Frau, sie möge ihn und den Bruder lieber in Prag erwarten. Er habe in den ersten Tagen in seiner Garnison so viel mit der Entlassung der Mannschaften zu tun, daß er nur sehr wenig von ihr und dem Kinde haben würde. Dann könne er aber sofort einen längeren Urlaub nehmen und sich nebst Lexi in Prag von den Anstrengungen des Krieges ein wenig erholen. Nach der alten Garnison würden sie wohl überhaupt nicht wieder zurückkehren, da seine Vorgesetzten ihm eine Versetzung in den Generalstab angekündigt hätten.

Der alte Graf atmete sichtlich erleichtert auf. Seinen Sohn hier in Prag als Erben von Waldstein und nicht als preußischen Freiwilligen empfangen zu müssen, berührte ihn doch sehr angenehm, obgleich seiner Meinung nach die fast unglaublich schnellen Erfolge der preußischen Armee nicht zum wenigsten auf die Tatsache zurückzuführen waren, daß besagter Graf Alex Waldstein dieser siegreichen preußischen Armee während des Feldzuges gegen Frankreich geholfen hatte. —

Was sich mit Rosen bekränzen ließ im Palais Waldstein, das wurde damit geschmückt. Sogar dem von Bubi heiß geliebten Leibroß Wallensteins steckte man ein paar frische Rosen hinter die Ohren. In einen Rosenhain verwandelte sich die Halle. Das ganze Schloß duftete nach frischem Laub und Tannengrün.

Gisela in ihrem weißen Spitzenkleid, einen roten Rosenkranz im schwarzen Haar, sah schön wie die Liebesgöttin selber aus, als sie mit ihrem Kind auf dem Arm an der Seite des alten Grafen vor der Haustür stand.

Im Garten wehten Fahnen und Wimpeln. Die Gassenbuben erkletterten von außen das hohe Gitter, um etwas von all den Herrlichkeiten zu erspähen. Alle schriegen, als der Wagen in den Schloßhof einbog.

Bubis Stimme, mit der er sein gellendes „Papa — Papa!“ schrie, übertönte den Jubel.

Der alte Waldstein sah weder auf seinen Schwieger-  
sohn noch in seiner Tochter-glückstrahlendes Gesicht —  
er sah nichts als die schlante Gestalt seines Sohnes, der  
sein immer noch fast knabenhaft hübsches Gesicht zu ihm  
aufhob. Er hörte nur die geliebte, so schmerzlich ent-  
behrte Stimme ein leises „Vater, liebes Vater!“ sagen  
und umfaßte den blonden Kopf seines Bubens mit  
beiden Händen, ohne ein Wort sprechen zu können.

„Papa, jetzt gib dem Königsseck die Hand!“ bat Lexi.  
„Der ist mir ein wahrer Bruder geworden. Wirft ihn  
auch rasch liebgewinnen.“

Der Alte streckte sofort seine Hand hin. „Nichts für  
ungut! Ich denk', von wegen früher machen wir einen  
Strich durch die Rechnung und fangen von vorn an.  
Was du an Lexi getan hast, das wiegt das auf, daß  
du mir mein Mäd'el gestohlen hast.“

Königsseck schüttelte herzlich die hingehaltene Hand  
des Alten.

Bald darauf saßen alle in der großen, nach dem  
Garten zu weit offenen Halle unter den Rosengewinden,  
die sich um alle Pfeiler und Säulen schlangen und in  
reicher Fülle über dem Tisch verstreut lagen.

„Das erste Glas gilt heute dem neuen deutschen  
Kaiserreich!“ rief Lexi.

Er hob den Champagnerkelch der funkelnden Sonne  
entgegen, deren Strahlen in goldenen, webenden Licht-  
tern hereinfließen.

Gisela stimmte freudig ein, und auch der alte Graf  
bequemte sich zum Anstoßen. Dann aber brachte er  
das zweite Hoch auf seinen Kaiser aus, der allen  
Vodungen Frankreichs so fest widerstanden hatte.

Mit leuchtenden Augen erzählte Alex immer wieder

von den herrlichen Siegen, die er miterfochten hatte, und wie alle deutschen Fürsten jetzt einmütig zusammenstünden, wie der schöne, geniale König Ludwig trotz seiner weltabgewandten Richtung als erster den großen Gedanken eines einigen deutschen Reiches ausgesprochen hatte.

„Träte nur auch König Georg dem bei,“ setzte er nachdenklich hinzu. „Aber der bleibt widerborstig. Er hat freilich auch am meisten verloren. Ich sprach kürzlich mit Rammingen darüber.“

„Wann hast du denn den gesehen?“ fragte Gisela lebhaft. „Ich selbst hörte lange nichts mehr von dem Königshause. Sie sind alle noch in England, sonst hätte ich sie vielleicht doch aufgesucht, als ich kürzlich in Wien an meiner Mathilde Sarg in der düsteren Kapuzinergruft stand.“

„Rammingen hat von seinem Onkel geerbt,“ erzählte Alex. „Er lebt in der Schweiz, bis —“

„Bis wann? Auf was kann er jetzt noch hoffen?“

„Man sagt, er sei heimlich mit Prinzess Friedrike verlobt.“ Lexi dämpfte die Stimme. „Sie werden heiraten, sobald König Georg, der ja sehr leidend ist, nicht mehr ist.“

„Sagte Rammingen das?“

„Nein. Aber er stritt es auch nicht ab. Rammingen ist übrigens ein Edelmann, wie er sein soll.“

„Meinetwegen —“ gab der alte Waldstein etwas verstimmt zu. „Aber seine Heirat mit der Prinzess wäre für beide ein Unglück. So was tut nie gut.“ Er stand auf und trat ans Fenster.

Gisela legte ihre Hand in die ihres Mannes. „Eine Heirat, die nur aus reiner, tiefer Liebe von beiden Seiten geschlossen wird, muß immer ein Segen sein, Vater!“ sagte sie ernst.



„Es findet nur nicht jeder eine Gisela!“ erklärte Königsack liebevoll.

Der alte Graf nickte beiden freundlich zu, aber seine Blicke kehrten doch immer schnell wieder zu seinem Sohn zurück. „Du bleibst doch jetzt ganz bei mir, Lexi?“ bat er. „Ich werd’ alt, Bub, geh also nicht mehr fort!“

„Ja — ich bleib’ hier!“ Lexis lachende Augen schweiften mit entzücktem Blick über den rosengeschmückten Garten bis zu den blauen Bergen des Böhmerwaldes. „Ich bleib’ hier, Vaterl — und gut woll’n wir alles machen, wo wir auch gefehlt haben sollten! — Komm, Schwager — komm, Vater! Darauf reichen wir uns die Hände!“

E n d e.





## Mannchens Liebe.

Roman aus Masuren von Horst Bodemer.

□ □

(Nachdruck verboten.)

**K**ehrausrennen in Karlshorst!  
Wie der Name sagt, der allerletzte Start  
im Jahre auf der schönen Berliner Hindernisbahn.

Ein großes Feld — vierzehn Pferde! Was noch auf den Beinen von den alten Kämpfen war und leidlich den schweren Kurs über fünftausend Meter riskieren konnte, war genannt worden. Jeder Rennstallbesitzer hätte noch gern den Preis von sechstausend Mark für die „tote Zeit“ mit nach Hause genommen.

Bitter kalt war's schon, November, die Bahn hart, die Menschen in Winterkleidung. Unruhig trat man mit den Füßen hin und her, die Nasen waren rot geworden, die Dämmerung fing an sich auf das Land zu legen.

Und als das starke Feld zum ersten Male an den Tribünen vorbeikam, schlugen die sechsundfünfzig Pferdehufe einen harten Takt auf dem fahlen Rasen.

Man zog die Augenbrauen hoch, ein Bietenhusar hatte eine flotte Pace vorgelegt, da konnte es leicht Niederbrüche geben.

Richtig, ein Darmstädter Dragoner verhielt nach zweitausend Meter sein Pferd, immer weiter kam er

aus dem Rennen, schließlich ließ er den Gaul in Schritt übergehen und wendete. Der Vollblüter lahmtete.

Beim drittletzten Hindernis sagte dem alten „Ursold“ die schnelle Fahrt nicht mehr zu, er brach aus und nahm gleich noch drei Pferde aus dem Rudel, das dicht hinter dem führenden lag, mit.

Raum zwei Minuten später tauchte das Feld in der Geraden auf, der Zietenhusar war ins Hintertreffen zurückgefallen. Man sah enttäuschte Gesichter, das Publikum hatte seine Lieblinge, auf die es stark wettete, und zu diesen gehörte der Offizier in der roten Attila.

Zwischen den drei vordersten schien sich ein interessanter Endkampf entspinnen zu wollen. Sie lagen mindestens sechs Längen vor dem Felde, die Reiter griffen alle drei, in Höhe der zweiten Tribüne, fast gleichzeitig zur Peitsche.

Das Publikum eilte an die weißgestrichenen Schranken und schrie vor Aufregung.

Da warf mit einem Ruck der Zietenhusar seinen Rappen vor und zog, wenige Pferdelängen vorm Ziele, an den Kämpfenden vorbei.

„Bravo, Plattangen!“ schrie das Publikum. „War das ein Ritt!“ — „Auf die Sekunde berechnet!“ — „Ja, das ist ein Kerl!“

Die Pferde wurden aufgepult und gewendet.

Plattangen ritt bis vor die Mitte der ersten Tribüne, salutierte, die Musik blies Tusch, und das Publikum jubelte begeistert seinem Lieblinge zu.

Die blauen Augen des Zietenhusaren suchten die Logen ab; er mußte enttäuscht sein, denn er senkte den Kopf, biß die Zähne zusammen, wendete seinen Rappen und ritt zur Wage zurück. Die Hände seiner Regimentskameraden und Freunde streckten sich ihm entgegen.

„Gratuliere!“ — „Famos geritten!“ — „War ein schöner Beschluß der Rennsaison!“

Er nickte, sprang aus dem Sattel, löste selbst die Gurte und ließ sich zurüdwiegen.

Es gab eine anständige Quote auf seinen Sieg: 67 zu 10, das Feld war stark gewesen.

Das Publikum drängte nach dem Vorortbahnhof, Automobile tuteten. Den Mantel hoch geschlagen, ging Plattangen mit ein paar Freunden zu seinem Trainer.

„Herr Oberleutnant, das war ein Jahr, mit dem wir zufrieden sein konnten. Die sechs Pferde haben über neunzigtausend Mark zusammengaloppiert!“

Für deutsche Verhältnisse allerdings ein unerhört gutes Resultat. Aber Plattangen legte auch etwas für seinen Rennstall an, es kam ihm nicht darauf an, für einen guten Steepler sechs-, ja achtausend Mark zu zahlen. Und die Unkosten waren nicht gering. Immerhin hatte er in diesem Jahre einen Reingewinn gehabt, der einem Ministergehalt gleich.

Und trotzdem machte er gar kein vergnügtes Gesicht! Die Flügel seiner breiten, unschönen Nase zitterten, die Hände in den Hosentaschen, ging er mit gefurchter Stirn in der Stallgasse auf und ab. Die Mühe hatte er weit in den Nacken geschoben.

„Mannchen, du solltest eigentlich vor Freude aus dem Häuschen sein,“ sagte Roßdorff, ein großer, eleganter Regimentskamerad.

„Ich bin's aber gar nicht und werde mit dem nächsten Zuge nach Rathenow zurückfahren.“

„Na, na!“

„Ja, ich kehre sofort in die Garnison zurück,“ beteuerte Plattangen ärgerlich.

Die anderen versuchten ihm sein Vorhaben aus-

zureden, nur Roßdorff nahm an der Auseinandersetzung nicht teil. Er griff in einen Sack, nahm ein paar Mohrrüben zur Hand und fütterte die Pferde.

„Aber ich hindere euch doch nicht, noch in Berlin zu bleiben! Hab' mich wahrscheinlich erkältet und sehne mich nach meinem Bette.“

„Und ich fahr' mit dir,“ meinte Roßdorff und sah über den Rücken eines Pferdes Plattangen mit einem langen Blicke an.

„Mannchen hat wieder mal seinen Kappel,“ hieß es. „Überlassen wir ihn seinem Geschicke und — Roßdorff!“

Die Offiziere bummelten zum Bahnhof, Plattangen blieb mit seinem Freunde im Stall zurück. Noch manches war zu besprechen, ein paar Pferde sollten verkauft werden, wenn sich zufällig Gelegenheit bot.

„Und die Stute schicken Sie nach Plattangen!“ sagte der Oberleutnant zum Trainer.

„Manu, Mannchen, willst du den Grundstock zu einem Gestüte legen?“

„Es könnte sein, Roßdorff.“

Auch sie gingen jetzt, stiegen dann auf dem Schlesischen Bahnhofs um und fuhren mit dem Personenzug nach Rathenow zurück.

Als in Spandau noch niemand in ihr Abteil eingestiegen war, brummte Plattangen: „Hoffentlich bleiben wir die anderthalb Stunden allein!“

Roßdorff glaubte aus diesen Worten eine Aufforderung herauszuhören, das Gespräch in eine gewisse Bahn zu lenken. „Sie sah heute wieder brillant aus — Fräulein v. Dittmar!“

Plattangen zog die Unterlippe zwischen die Zähne und schwieg. Er nahm die Mütze ab, warf sie in das

Neß über sich und fuhr sich mit der Hand über das kurzgehaltene Blondhaar. Um seinen großen Mund zuckten die Nerven.

„Mannchen, du bist höllisch 'runter! Die ewige Kennreiterei muß endlich aufhören, bist kein grüner Junge mehr, in wenigen Tagen ganze einunddreißig Jahre!“

„Ich will auch meine Gäule verkaufen, Roßdorff, nur dem Trainer mochte ich's nicht sagen, der heutige Sieg war mein letzter — auf dem grünen Rasen.“

Da machte Roßdorff doch ein sehr erstauntes Gesicht. „Wirßt wohl bald deine Meinung einer Revision unterziehen.“

„Das glaube ich nicht.“ Er rutschte auf seinem Platz hin und her. „Du weißt, ich bin immer Feuer und Flamme für eine Sache; wenn ich aber sage: Schluß — dann ist sie auch für mich endgültig erledigt.“

Eine Zeitlang schwiegen die beiden. Der eine sah zu dem linken, der andere zum rechten Fenster in die Herbstnacht hinaus.

Dann sagte Roßdorff gedehnt: „Dittmarks verließen Karlsdorf schon vor dem letzten Rennen.“

„Es wird ihnen draußen zu kalt gewesen sein.“

Sehr abweisend hatte Plattangen geantwortet.

„Mannchen, schlag dir die Gunild aus dem Kopfe! Der Bullnow scheint bessere Chancen zu haben als du.“

„Ich hab' sie schon liebgehabt, als sie als vierzehnjähriges Mädel oben bei uns in der masurenischen Gasse war.“

Roßdorff zuckte die Achseln. Der gute Plattangen war wieder einmal unausstehlich. Er hätte doch lieber in Berlin bleiben sollen und sich mit den Kameraden amüsieren.

„Was machst du heute abend?“ fragte er.

„Komm zu mir, ich mag nicht unter Menschen und auch nicht allein sein.“

„Schön — halb zehn bin ich bei dir. Aber um Mitternacht will ich wieder zu Hause sein, muß morgen früh um sechs Uhr reiten lassen.“

Plattangen nickte und starrte düster vor sich hin.

\* \* \*

„Es ist ein Brief angekommen, Herr Oberleutnant!“ meldete der Bursche, als sein Herr die Wohnung betrat.

Plattangens Gesicht heiterte sich auf. Der Brief war vom Onkel Christoph. Der schrieb nur, wenn er seine Ankunft in Berlin zu melden hatte, und dann kam er immer auf zwei, drei Tage nach Rathenow und war vergnügt mit der Jugend. Er nannte seinen Neffen immer nur „Mannchen“, und in Ostpreußen drückt man mit dieser Verkleinerungsilbe seine Wertschätzung aus. Seit der Onkel zum ersten Male im Kasino des Regiments gewesen, wurde Plattangen allgemein so genannt. Er war ja auch kaum mittelgroß, der Kosenamen paßte ganz gut.

Plattangen riß den Umschlag auf und las:

„Liebes Mannchen!

Ewig lange dauert's ja nicht mehr bis Weihnachten. Ich will in Berlin Besorgungen machen und zugleich bei Dir mit vorsprechen. Auch ein wenig die Leviten muß ich Dir lesen, und deshalb komme ich zuerst zu Dir nach Rathenow.

Hier fängt's an, hundekalt zu werden. Meinen alten Hektor habe ich neulich durch einen Schuß in den Hundehimmel befördert, der arme Kerl hatte Rheumatismus bekommen. Ich selbst will auch mal einen Berliner Professor konsultieren, Du weißt, ich

gebe nicht besonders viel auf die Pflasterkasten; aber die Gicht fängt doch an, mich über Gebühr zu plagen.

Die Jagd ist dieses Jahr sehr gut, komm nur Weihnachten nach Hause, der alte Agrameit meint auch, er brauche Dich dringend, wenigstens vierzehn Tage.

Also aller schönsten Gruß, liebes Mannchen, von Deinem alten Onkel  
Christoph."

Plattangen warf unmutig den Brief auf den Tisch. Sonst hatte er sich immer auf das Kommen seines Onkels gefreut, der biedere, trunkfeste Junggeselle drückte sonst gern ein Auge zu und ließ fünf gerade sein. Wenn der ihm die Leviten lesen wollte, mußte irgend was in einer gehörigen Unordnung sein.

Es klopfte. Roßdorff kam.

„Du, Onkel Christoph hat mir geschrieben, er kommt hierher.“

„Das ist ja famos! Wann denn?“

„Vielleicht morgen, vielleicht in acht Tagen. In Berlin fragt er, wann der nächste Zug nach Mathenow geht, und telegraphiert mir, daß ich grade noch Zeit habe, auf den Bahnhof zu stürzen.“

„Da haben wir ein paar famose Tage im Kasino vor uns, Mannchen!“

„Hoffentlich! Er klagt über seine Gesundheit.“

„O weh!“

Der Bursche brachte ein paar kalte Platten, setzte Bier, Wein und Rognak zurecht und entfernte sich wieder.

Roßdorff warf sich in einen bequemen Ledersessel und reckte die Arme. „Mannchen, du hast's aber auch gar zu gut! Bewohnst die ganze kleine Villa allein, hast den Pferdestall am Hause, und deine Einrichtung repräsentiert ein ganz nettes Vermögen!“

Plattangen schenkte zwei Gläser voll Rotwein und



schwieg. Gewiß, er hatte es gut, war das einzige Kind seiner früh verstorbenen Eltern, sein Gut Platangen in Masuren umfaßte über sechstausend Morgen, die der alte Agrameit treu bewirtschaftete, und ein ansehnliches Barvermögen hatte er auch geerbt. Im Kadettenkorps war er erzogen worden, hatte sich zu den Leibgardehusaren in Potsdam nach bestandener Fähnrichsprüfung gemeldet, war aber auf allerhöchsten Befehl nach Rathenow gekommen zu einem sehr vornehmen Linienkavallerieregiment, dem es eigentlich an Offiziersersatz nicht fehlte. Fast durchweg waren es die Söhne brandenburgischer Edelleute, die bei den Zietenhusaren dienten. Er hatte anfangs ein langes Gesicht gemacht, da wäre es schon besser gewesen, Majestät hätte ihn nach seiner Heimat Ostpreußen gesteckt, aber bald hatte er sich mit seinem Schicksal ausgesöhnt. Die Kameraden waren sehr nett, Berlin lag nicht aus der Welt, und mit dem zwei Jahre jüngeren, gebiegenen Rosßdorff verband ihn bald innige Freundschaft. Auch Onkel Christoph hatte seinen besten Kameraden von Herzen gern.

Heute wollte das Gespräch aber nicht recht in Fluß kommen.

„Mannchen, du bist verbittert!“

„Verbittert? Nein, Rosßdorff! Aber auf mich stürmt 'ne ganze Menge ein.“

„Hast du Ärger mit dem Gute gehabt?“

„Gott bewahre! Aber, Freundchen, ich trage mich ernstlich mit dem Gedanken, meinen Abschied zu nehmen.“

„Kann ich dir nicht verdenken, obgleich wir, besonders ich, dich natürlich sehr vermissen werden.“

„In ein paar Jahren ist man ja doch vergessen.“

„Mannchen, nachgerade fängst du heute an, un-

ausstehlich zu werden! Ich will dir einen guten Rat geben, trennen wir uns und leg dich schlafen!"

Plattangen hielt den Freund nicht. „Du kannst recht haben. Sei mir nicht böse, Kopsdorff!"

„Wie werde ich! Gute Nacht!"

Aber Mannchen ging noch lange im Zimmer auf und ab, steckte sich eine Zigarette nach der anderen an und warf sie schon nach wenigen Zügen wieder weg. Onkel Christoph hatte allen Grund, ihm mal ernstlich ins Gewissen zu reden, es würde Zeit sein, daß er nach Hause zurückkehrte. Er hatte ja auch gar nichts dagegen, nur von Sunild Dittmark wollte er erst klare Antwort haben, und die würde aller Wahrscheinlichkeit nach nicht nach seinem Wunsche ausfallen.

\* \* \*

Der Wirkliche Geheime Oberregierungsrat v. Dittmark, ein Herr mit langem, weißem Vollbarte und scharfen, dunklen Augen, saß an seinem Schreibtische, als seine Tochter eintrat, eine tabellos gewachsene, schlanke Erscheinung.

„Du hast mich rufen lassen, Papa?"

„Ja, Sunild, bitte, nimm Platz!"

Er deutete auf einen Stuhl neben seinem Schreibtisch, er selbst rückte seinen Sessel herum und sah seine Tochter freundlich an.

„Herr v. Bullnow hat mir geschrieben. Er bittet mich, öfters in unserem Hause vorsprechen zu dürfen. Das heißt in unseren Kreisen, wie du wohl weißt, nichts anderes, als er will um deine Hand anhalten. Es wird auf dich ankommen, wie ich ihm antworten werde.“

Eine leichte Röte zog über ihr Gesicht, sie senkte den

Blick. „Ich habe nichts dagegen, Papa, er war ja schon öfters bei uns.“

„Um ja — und trotzdem habe ich meine Bedenken. Als Vater muß ich offen zu dir sprechen. Herr v. Wullnow ist Diplomat, wird bald auf einen Außenposten kommen, er muß als verheirateter Mann repräsentieren. Soweit ich unterrichtet bin, sind seine Verhältnisse ganz zufriedenstellend, aber ob er sich über deine Mitgift die richtige Vorstellung macht, weiß ich doch nicht. Was man reich nennt, mein Kind, das sind wir nicht, mehr wie hunderttausend Taler kann ich dir nicht mitgeben. An und für sich gewiß eine ganze Menge Geld, für einen Diplomaten aber herzlich wenig. Denn wer in diesem Berufe nicht repräsentieren kann, kommt begreiflicherweise nicht auf die Posten, die sich ein Diplomat in erster Beziehung wünscht — Wien, Paris, London, Petersburg, Rom! Und wie ich neulich hörte — dies bleibt aber unter uns, Gunild — soll Wullnow in der Tat als Legationssekretär nach Petersburg kommen. Ob das nach seiner Verheiratung mit dir so bleibt, ist fraglich.“

„Es wird das beste sein, Papa, du sprichst offen mit ihm.“

Der alte Herr wiegte den Kopf hin und her. „Das hat etwas sehr Peinliches, selbst wenn ich ihm schreiben würde. Das heißt doch nichts anderes als: meine Tochter ist mit Ihrer Werbung einverstanden, vorausgesetzt, die pekuniären Verhältnisse befriedigen Sie. Und das geht mir gegen den Strich.“

Gunild sah auf ihre schlanken weißen Hände, an denen ein paar Brillanten blitzten, und schwieg.

Ruhig fuhr ihr Vater fort: „Ich weiß ja, du wünschst dir ein Leben in der großen Welt, aber es ist nicht alles Gold, was glänzt. Immer habe ich ge-

hofft, du würdest einmal die Frau eines begüterten Landwirts aus guter Familie; ein sicheres, zufriedenes Heim ist das Schönste, was ich mir auf Gottes weiter Welt für dich denken könnte. Denn, mein Kind, dieses ewige Versektwerden, dieses Gaste von Ort zu Ort, von Petersburg nach Mexiko, von dort nach Tokio, von da nach Athen oder sonstwohin, ist in Wirklichkeit nicht so schön, als du dir es in deiner jugendlichen Phantasie vorstellen wirst, namentlich wenn erst Kinder da sind, denen du doch sicherlich eine gute Mutter werden möchtest. Wenn dann das Auskommen schwer wird, stellen sich leicht Differenzen ein, die das behagliche Glück einer Ehe untergraben.“

„Du wirst zu schwarz sehen, Papa.“

„Hoffentlich! Meine Pflicht ist es aber, dir beizubringen die Augen zu öffnen, damit du uns nicht eines schönen Tages Vorwürfe machen kannst.“

„Fordere Wullnow nur ruhig auf, öfters bei uns vorzusprechen. Ich werde dann schon Gelegenheit finden, mit ihm zu reden — in taktvoller Weise natürlich, Papa; es wird sich dann herausstellen, ob wir so zusammenharmonieren, daß eine Ehe unseren beiderseitigen Wünschen entspricht.“

„Wie du denkst, mein Kind. Ich werde mich in meiner Antwort sehr vorsichtig ausdrücken.“

Gunild stand auf, küßte ihrem Vater die Stirn und verließ das Zimmer.

Der alte Herr schüttelte den Kopf über seine Tochter. Sie hatte so ruhig, wenn auch etwas verlegen, gesprochen, wie er es von einem jungen Mädchen von kaum zwanzig Jahren nicht erwartet hatte.

Wenige Minuten später betrat Frau v. Dittmar das Zimmer ihres Mannes. Er legte die Stirn in Falten. Seine Frau war der eifrige Anwalt Wullnows,

er mußte es wohl. Sie hatte Gunild das Leben an der Seite eines Diplomaten in den leuchtendsten Farben geschildert und wünschte nichts sehnlicher, als daß diese Ehe möglichst bald zu stande käme.

„Nun, Andreas, was hat unsere Kleine gesagt?“

Er sah sie mit einem scharfen Blicke an. „Hast du nicht schon selbst mit Gunild gesprochen, Therese?“

„Nein — wahrhaftig nicht! Du bist doch Herr im Hause! Und da ich weiß, unsere Ansichten decken sich in diesem Falle nicht vollkommen, so halte ich mit der meinen nach Möglichkeit zurück.“

„Du hättest das etwas früher tun sollen. Mir scheint, Gunild ist fest entschlossen, Wullnow, gegen dessen Persönlichkeit ich ja auch gar nichts habe, ihre Hand zu reichen.“

„Das ist ein Vorwurf, Andreas.“

„Den ich dir leider nicht ersparen kann.“

„Mir scheint, du bist Partei — gegen Wullnow.“

„Nicht in dem Sinne, wie du denkst. Ich wünsche ein dauerndes Glück für mein Kind, und leider muß ich fürchten, die pekuniären Verhältnisse sind nicht derart, daß in dieser Hinsicht Bedenken ausgeschlossen erscheinen.“

„Wullnow verfügt mindestens über eine Million.“

„Gewiß, er wird auch noch von seiner Mutter erben.“

„Und Gunild von uns.“

Dittmar sah seine Frau an, eine schöne, große, reife Erscheinung mit brünettem Haar. „Du bist dreißig, vierzig, wirst, Gott gebe es, noch lange zu leben haben, und an unsere beiden Jungens müssen wir auch denken! Egbert tritt zu Ostern bei den hiesigen Gardeulanen ein, und aus Sigismund soll einmal ein tüchtiger Verwaltungsbeamter werden. Wir dürfen die beiden nicht vergessen!“

„Aber wer tut denn das?“

„Nun, wir können doch Gunild nicht im Stiche lassen, wenn sie etwa einmal besondere Anforderungen an unseren Geldbeutel stellt. Die Jungens werden natürlich auch von Zeit zu Zeit etwas zu beichten haben. Und ewig, liebe Therese, mache ich auch nicht mehr mit, bald habe ich eine vierzigjährige Dienstzeit hinter mir, dann möchte ich meinen Lebensabend in ruhiger Beschaulichkeit genießen, denn mehr, als ich heute bin, werde ich doch nicht.“

Das war gar nicht nach dem Wunsche der lebenslustigen Frau v. Dittmark. Sie dachte noch nicht daran, sich auf das Altenteil zurückzuziehen. „Andreas, du bist gesund, dein Beruf ein angenehmer, der dir viel Freiheiten gestattet. Ich fürchte, du würdest leiden, wenn du untätig deine Tage verbrächtest.“

„Und ich fürchte, ich bin maroder, als du denkst! Ubrigens kann man sich auch im Privatleben angenehm und nützlich beschäftigen.“

Frau v. Dittmark seufzte. „Aber du antwortest doch Herrn v. Bullnow noch heute?“ fragte sie dann.

„Gewiß, sobald du mich verlassen hast.“

„Dann leb' wohl einstweilen!“

Langsam, mit großen Pausen, wohlüberlegt, schrieb der Wirkliche Geheime Oberregierungsrat v. Dittmark vier Seiten voll.

\* \* \*

Der Legationssekretär v. Bullnow hatte sein luxuriös ausgestattetes Junggesellenheim draußen im Westen, am Viktoria-Luise-Platz, aufgeschlagen. Die ganze Einrichtung der vier Zimmer verriet künstlerisches Empfinden, an den Wänden hingen nur gute Gemälde. Heute war er früh aufgestanden, er erwartete

Herrn v. Dittmarks Antwort. Die schöne Gunild hatte ihm vorgestern beim Rennen in Karlshorst manchen Zweifel genommen. Den kleinen Plattangen hatte er für seinen Rivalen gehalten, und da war es die Tochter gewesen, die die Eltern vor dem letzten Rennen, in dem der Zietenhusar in den Sattel stieg, zum Ausbruch gedrängt hatte.

Die ersehnte Antwort lief mit der ersten Post ein. Wullnow brach den Brief hastig auf.

So ganz befriedigte ihn das Schreiben nicht. Er trommelte mit den Händen auf der Schreibtischplatte, ein nachdenklicher Zug lag auf seinem bleichen Gesicht. Die braunen Augen überflogen noch einmal den Brief, nervös drehte die rechte Hand an dem kleinen dunklen Schnurrbart, dann stand er auf und trat ans Fenster. Er war groß und schlank, die Stirn hoch, etwas bleich sah er aus.

„Hunderttausend Taler ist nicht viel,“ sagte er vor sich hin. „Und der Vater schreibt auch unter aller Reserve. Scheint mir fast, ich bin ihm nicht sehr sympathisch.“ Er schlug mit der flachen Hand durch die Luft. „Ach was, schließlich heirate ich ja nicht ihn, und die Mutter steht zweifellos auf meiner Seite. — Ob die guten Dittmarks auch nicht über ihre Verhältnisse leben? Sie machen ein großes Haus! — Die hübsche Mutter liebt den Trubel und — Gunild wohl auch!“

Ihm wurde es doch etwas bänglich zu Mute. Er mußte einen klaren Entschluß fassen. Engagierte er sich jetzt, war er auch gezwungen, als Freier aufzutreten. Aber die schöne Gunild war in der Tat begehrenswert!

Er kleidete sich an, der Dienst rief ihn ins Auswärtige Amt.

Gegen Mittag ließ er sich beim vortragenden Rat seines Ressorts melden. Er hatte über einige An= gelegenhelten Bericht zu erstatten.

„Sonst noch etwas, Herr v. Wullnow?“ fragte der Chef, als das Amtliche erledigt war.

„Eine Privatangelegenheit, wenn es die Zeit gestattet.“

„Bitte!“

„Vor März werde ich wohl schwerlich nach Peters= burg ver=etzt werden?“

„Ganz ausgeschlossen! Ich denke, Sie werden am ersten April Ihren Posten anzutreten haben. — Möchten Sie denn jetzt, wo die gesellschaftlichen Vergnügungen beginnen, Berlin verlassen?“

„O nein, durchaus nicht! — Es war nur eine Frage. Man muß doch seine Dispositionen treffen.“

„Richten Sie sich immerhin auf April ein, Herr v. Wullnow.“

„Vielen Dank!“

Mit einer hastigen Verbeugung verließ er schnell das Arbeitszimmer des vortragenden Rates.

Der sah ihm kopfschüttelnd nach.

Wenige Minuten später stand Wullnow un schlüssig auf dem Wilhelmsplatz. Sollte er den kurzen Weg nach der Alsenstraße zu Dittmarks machen? Jetzt war der Oberregierungsrat sicher nicht zu Hause, und dem wollte er wenigstens die nächsten Tage nicht gerade über den Weg laufen. Ein kurzes Zögern, dann rief er eine Droschke an — und fuhr heim.

\* \* \*

„Mannchen, das ist 'ne Überraschung, nicht wahr? Schneie ich dir zu deinem Geburtstag in die Bude! Gratuliere schönstens, mein Zunge!“



Christoph v. Sollenstern klopfte seinem Neffen auf die Schulter, nachdem er unter Ächzen und Krächzen aus dem Zuge gestiegen war.

Plattangen lachte. „Onkelchen, du siehst gut aus, und deine Laune scheint immer noch brillant zu sein!“

„Ah, weißt du, die verfluchte Gicht! Und meine Nase ist noch dicker geworden!“

„Das kommt vom Bordeaux.“

„Mannchen, laß einem alten Manne sein Pläsier!“

Sollenstern stützte sich schwer auf seinen Stock und reckte die breite Brust heraus. Er war keine Schönheit — ein wenig größer als Plattangen, sein Gesicht dick und aufgeschwemmt, ein Paar kleine blaue Augen blickten listig vergnügt in die Welt, durch den langen blonden Vollbart zogen sich graue Fäden, auf dem Haupte trug er den grünen Jagdhut mit der Spielhahnfeder.

Das leichte Gespann des Neffen führte sie in wenigen Minuten nach dessen unweit des Bahnhofes gelegener Villa.

„Und nun, Onkelchen, überlass' ich dich eine halbe Stunde deinem Schicksal, dann gehen wir ins Kasino, um meinen Geburtstag gründlich zu feiern!“ —

Der alte Sollenstern wurde von den Herren mit Hallo begrüßt.

„Na, ja dochchen, nun wollen wir 'mal ostpreußisch nippen!“

Er sprach den breiten, unverfälschten Dialekt seiner Heimat, der hart und doch gemütlich klingt.

Das „trauteste Onkelchen“ wurde auf den Ehrenplatz geführt, neben ihm saßen der Nefte und dessen Rittmeister, gegenüber die Schwadronskameraden und Roßdorff. Sollenstern schwang den Humpen besser wie der trinkfesteste Leutnant.

Bis zum späten Nachmittag wurde einer Flasche nach der anderen der Hals gebrochen, dann fuhrten Nefse und Onkel heim, um sich eine Stunde aufs Ohr zu legen. Abends wollten sich die Kameraden bei Plattangen zur Schlumberbowle einfinden.

Sollenstern war bald wieder mobil, er stampfte, auf seinen Stock gestützt, von einem Zimmer durchs andere, prüfte die Etiketten der Weinflaschen und schmunzelte. Mannchen hatte gebührende Rücksicht auf den Geschmack seines alten Onkels genommen.

Das wurde ein Abend! Sollenstern riß Wize über Wize, die Leutnants hielten sich den Leib vor Lachen.

„Kinderchen, das ist wieder ein Tag, der mit altem Manne gefällt!“

Mit einem Zuge leerte er sein Glas.

Einige weniger trunke Kameraden schliefen bald den Schlaf der Gerechten, Plattangen war auch schon ziemlich fertig — Roßdorff, der mäßig getrunken, behielt den klarsten Kopf. Er war der einzige, der dem alten Sollenstern noch die Stange halten konnte. Der wollte durchaus noch zum Sekt übergehen.

Aber Roßdorff lehnte ab. „Ich danke, hab' jetzt genug.“

„Mensch, seien Sie kein Frosch!“

Roßdorff schielte nach Plattangen, der druselte eben auf seinem Lederstuhl sanft ins Reich der Träume.

Sollenstern fing an laut zu werden, er sprach von seinem getreuen Hektor, den er ins Jenseits hatte befördern müssen, die Tränen kollerten ihm die dicken roten Backen herunter.

„Ja, 's ist zum Heulen, Roßdorffchen, das gute Tier hat mich angesehen, wie der Sterbende den Doktor, als ich die Flinte hob. Meine Lichter wurden richtig trübe, dreimal hab' ich absehen müssen — drei-

mal! Aber dann saß die Kugel. Sektordchen schnappte noch einmal, und dann war die Reise durch dieses Zammertal für ihn zu Ende!“

Und nun bekam Onkelchen das heulende Glend.

Koßdorff saß ihm gegenüber, sog bedächtig an seiner Zigarre und sagte kein Wort. Mit Donneregepolter rollte im Nebenzimmer einer vom Sofa.

„Gottchen ja, man hat seine Sorgen,“ stöhnte Sollenstern und wischte sich die Tränen aus den Augen.

„Die hat Ihr Neffe auch,“ erwiderte Koßdorff, der die Stunde für passend hielt, Onkelchen klaren Wein über Plattangen einzuschenken.

„Mannchen — Sorgen?“

„Er ist verliebt, Herr v. Sollenstern!“

Der blickte Koßdorff ganz verduzt an. „Verliebt? Neechen doch, — machen Sie keine schlechten Wige!“

„Und das Schlimme ist, der gute Junge wird sich einen Korb holen!“

„Dafür wird er noch einmal später Gott danken. Ich hab' mich als Junggeselle sehr schön durch die Welt gefunden!“

„Im großen und ganzen ist es doch der Welt Lauf, daß ein Mann heiratet.“

„Na, hören Sie, das stimmt nicht! Das tun bloß Deutchen, die absolut nicht ohne Sorgen leben können!“

Koßdorff blieb ganz ruhig, er kannte den eingefleischten Junggesellen. Plattangen hatte ihm einmal erzählt, daß Onkelchen auch seine „Affäre“ hinter sich und sich erst nachher in seine jetzigen Anschauungen verbissen habe.

„Jedenfalls ist es Tatsache: unser Mannchen liebt. So heftig, daß er seinen Rennstall verkaufen und den Abschied nehmen will.“

Da versuchte Sollenstern zu pfeifen, es wollte ihm

aber nicht recht gelingen. Mit zitternder Hand schenkte er sich ein Glas ein aus der ersten besten Flasche, die er erwischte, und leerte es in einem Zuge. Dann rieb er sich mit der flachen Hand seine große Glage.

„Wär' schön, Mannchen käm' nach Hause! Wird elend langweilig in unserer masurischen Ecke. Meine Jugendfreunde sind mehr oder weniger niedergebroschen, soweit sie unser Herrgott überhaupt noch auf der Erde 'rumlaufen läßt.“

„Ich sage Ihnen das nur, Herr v. Sollenstern, damit Sie Plattangen ein wenig aufmöbeln. Der gute Junge ist nahe daran, schwermütig zu werden!“

„Teufel noch 'mal — also richtig krank?“

„Jawohl, richtig krank!“

„Na, den Bengel will ich gründlich kurieren!“

„Knieen Sie nur Mannchen fest aufs Leder!“

Einer der Offiziere ermunterte sich und schüttelte Plattangen. „Mannchen, laß den Leichenwagen anspannen! Es wird Zeit, daß wir unseren Burschen zur Nachtruhe übergeben werden!“

Plattangen brummte der Schädel mörderlich, der Zigarren- und Zigarettenrauch, der Weindunst hatte sich allen schwer auf den Kopf gelegt. Als letzter verabschiedete sich Roßdorff.

Mannchen riß die Fenster auf, die kalte Nachtluft strömte erfrischend ins Zimmer.

„Onkelchen, nun wird's auch für uns Zeit, schlafen zu gehen!“

„Häng' den Schädel noch ein bißchen zum Fenster hinaus und isß 'nen Apfel! Das macht Kopf und Magen klar.“

Plattangen lächelte. „So toll geht's bei uns nur zu, wenn du kommst. Sonst sind wir hier sehr solide Hühner.“

„Wer's glaubt, Mannchen!“

„Hast du Grund zu zweifeln?“

„Ganz sicher! Warum läßt du denn in Plattangen in der letzten Zeit so viel abholzen?“

„Weil die Preise jetzt gut sind.“

„Und das Geld legst du auf die hohe Kante?“

Da wurde Mannchen ärgerlich. „Na, irgendwohin wird's schon wandern!“

„Du, der alte Agrameit —“

„Onkelchen, ich bitte dich, mach' mir jetzt meinen Brummschädel nicht noch schwerer!“

„Nu nee! Aber nach Hause solltest du kommen!“

„Werd' ich, — wenn der Birkhahn balzt.“

„Auf immer?“

„Söchst wahrscheinlich.“

„Mannchen, das wäre bei Gott das Allervernünftigste! Hast ja lange genug gedient. Ich hab' nach drei Jahren den Königsberger Koller ausgezogen und den Ballasch an die Wand gehängt.“

Plattangen spielte mit seinem Briefbeschwerer. „Mittmeister wär' ich gern noch geworden!“

„Der Agrameit wird alt. Es wird Zeit, daß du in Plattangen das Heft in die Hände bekommst.“

„Hast recht, Onkelchen. Nun aber wollen wir schlafen gehen, morgen ist auch noch ein Tag!“

„Denn gute Nacht, mein Junge! Morgen fahren wir nach Berlin!“

\* \* \*

Die Herbstnebel wogten über Masurenland, ballten sich über den Seen zusammen, kletterten die dichtbewaldeten Hänge hinauf, durchzogen die weiten Wälder und nassen Wiesen. Die Sonne machte vergebliche Anstrengungen, sie zu zerteilen, nur fester

wurden sie auf Land und See gedrückt. Ein kalter Wind kam stoßweise aus Osten über die russische Grenze und warf die grauen Nebelschleier weiter und weiter nach Westen. Ein paar Krähen flogen krächzend auf, ein morscher Ast knackte vom Baume, sonst lag Totenstille über dem Lande.

Sonntagmorgen war's.

Ein Mann in hohen Stiefeln und dicker Ledersack, über die der lange weiße Bart herabfiel, einen dicken Stock mit Hirschhorngriff in der breiten, rissigen Arbeitshand, ging durch die Wälder — Johann Agrameit.

Langsam stieg er eine Anhöhe hinauf, der kalte Wind warf seinen langen Bart zur Seite, mit ernstem Gesicht blickte er vor sich hin. Dann und wann konnte er hundert Meter weit sehen, wenn die Nebelschleier zerrissen, da starrte ihn die Waldblöße an mit vielen vielen gelblich-weißen Augen. Die Stümpfe von Baumstämmen waren es, deren Wipfel noch voriges Jahr stolz im Sturme gerauscht. Hier und da stand noch ein Haufen Kastenholz, in den mit braunschwarzen Buchstaben eingebrannt war: „Herrschaft Plattangen.“ Der alte Mann runzelte die Stirn. Seit fünfzig Jahren hatte er den Wald gehegt und gepflegt, unter ihm war er zum stolzen Riesen geworden, und als der Befehl kam: „Lassen Sie fünfzig Morgen am Spirdingsee abholzen,“ da hatte ihm das Herz geblutet, er war hinübergefahren nach Klozowen zu Herrn v. Sollenstern und hatte gefragt, ob er den Befehl wahrhaftig ausführen sollte, der gnädige Herr Baron möchte doch erst noch einmal an den Herrn Oberleutnant selbst schreiben. Sollenstern hatte ihn ausgelacht und gesagt: „Agrameit, da wird Geld gebraucht, und ein anständiger Kerl bezahlt seine Schulden!“

Und als krachend Baum auf Baum zusammenstürzte, da gab's jedesmal der biederen Seele einen Stich durchs Herz, er meinte, die stolzen Riesen riefen diese Schande mit ihrem Todesschrei weithin über das Land. Da hatte der abergläubische Masur immer wieder hinübergeblickt nach dem langen, schmalen, einfachen Herrenhaus am See, ob nicht den alten gnädigen Herrn das Krachen der Bäume aus seinem Erbbegräbnis im Parke hinter dem Schlosse heraustrrieb, um dieser Sünde und Schande zu wehren. Aber alles blieb still, und der Herr Oberleutnant kam auch nicht, der mußte Rennen reiten.

Aber die gute Seele hatte auch Milderungsgründe bei der Hand. Der Junker war früh verwaist, kurz hintereinander hatten sich seine Eltern zum Sterben gelegt, er war ins Kadettenkorps gesteckt worden, nun diente er fern der Heimat, in der er nicht wurzelfest geworden. Plattangen war nicht sein Juwel, nur seine melkende Kuh, und der Gedanke trieb Johann Agrameit das Wasser in die Augen. Und immer wieder zog ihn die Unruhe hierher, um sich diesen Frevel anzusehen. Dann ging er seufzend heimwärts und setzte sich vor seine Bücher. Hier wurde ein Gut verkauft im Kreise und da. Es wurden gute Preise erzielt, das stille, schöne Masuren mit seinen reichen Wäldern zog die Fremden ins Land. Wer weiß, ob nicht eines Tages ein Agent oder Käufer herkam, um sich vom Stande der Wirtschaft zu überzeugen, den Boden mit den Fingern zu zerkrümeln, die Wälder mit fachkundigem Blicke abzuschätzen, um handels-einig mit dem Oberleutnant Donatus Freiherrn v. Plattangen zu werden, dem er braune und blaue Scheine und rotes Gold auf den Tisch legte für das Erbe der Ahnen, die es bewirtschaftet seit der Deutschordensritterzeit!

Das Herz des alten Mannes zitterte, er biß die Zähne zusammen, denn dann hätte er seinen Herrn gehaßt, ihm vor die Füße gespuckt und gesagt: Psui Teufel! Und wenn er extra deshalb nach Rathenow würde fahren müssen, seine Verachtung wollte er sich vom Halse reden, das Sterben würde ihm dann leichter werden. Und der neue Herr warf natürlich den alten Diener, dessen Knochen hier mürbe geworden waren, zum Hause hinaus!

Hatte er sich so in seine Wut verbissen, so sang doch immer wieder schnell das Vöglein Hoffnung in seiner Brust. Eine solche Kanaille konnte ein königlich preußischer Offizier doch nicht sein! Und deshalb war Johann Agrameit neulich zu Herrn v. Sollenstern wieder einmal hinübergefahren und hatte ihm deutlich gemacht, daß er den Herrn Oberleutnant unbedingt veranlassen sollte, herzukommen. Und dann wollte er seinem Herrn in die Augen sehen und bündige Antwort verlangen, das Recht hatte er sich in seiner langen, schweren, pflichtgetreuen Dienstzeit erworben!

Das Vieh war neulich von den Weiden, auf denen es im Sommer über Nacht blieb, in den Stall genommen worden, die Spiritusbrennerei arbeitete, der Schlot der hohen Esse stieß selbst heute zum Sonntag dicke Rauchwolken aus, die der Nebel über den großen Wirtschaftshof drückte. Hier wartete ernste Arbeit auf den Herrn. Nicht einmal zur Hirschbrunst war er dieses Jahr gekommen, und es standen doch ein paar kapitale Kerle auf Plattangens Grund und Boden! Rennen reiten mußte der Herr, den Pferden die letzte Kraft aus den Lungen pumpen für Geld und Ehrenpreise, für den Beifall der vergnügungsfüchtigen Menge, die ihn ausjohlte, wenn er ihren Erwartungen nicht entsprach. Und hier erwarteten zufriedene, fleißige Arbeiter,



die nur ab und zu einmal zu tief in die Flasche sahen, den Sohn der Ahnen, die ihnen seit Generationen ihr Brot und das Dach über den einfachen Häusern gegeben hatten.

\* \* \*

Eines Morgens fuhr der Inspektor von Klokowen vor dem Verwalterhause in Plattangen vor.

„Tag auch, Agrameit, unser Baron ist nach Berlin gereist.“

„Weiß schon, Leigalat.“

Der kleine, untersezte Mann, Mitte der vierziger, strich sich seinen langen blonden Schnurrbart zur Seite, in dem der Nebel in tausend feinen Tropfen hing. „Soll dir sagen, er würde mit deinem Oberleutnant reden.“

Ruhig schenkte Agrameit ein Glas Portwein ein. „Das wird nichts nützen!“

„Laß ihn man erst hier unter unseren Händen sein!“

„Geht doch bald wieder auf und davon.“

„Abwarten. Der Baron schimpfte nicht schlecht, wie er mit mir die letzten Anweisungen besprach.“

„Das tut der doch immer! Mein Herr wickelt ihn jedesmal wieder um den kleinen Finger.“

„Diesmal nicht, Freundchen.“

„Ich kenne den Baron dreißig Jahre länger als du, wollen sehen, wer recht behält.“

Dann redeten sie über die Wirtschaft in Plattangen und Klokowen.

„Wird mal ein schöner Besitz, Agrameit, wenn dein Herr unser Gut noch erbt.“

„Dann wird er Holz schlagen lassen, daß oben in Königsberg den Leuten die Ohren davon dröhnen.“

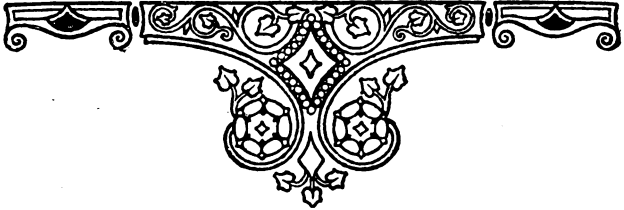
„Dir hat sich der Nebel auf den Kopf gelegt!“

„Nein — aber wenn mein Herr nicht bald heimkommt, schmeiß' ich die Türe da ins Schloß und leg' mich in irgend einen Waldwinkel von Plattangen!“

Da zeigte der Klozowener Inspektor nur mit dem Finger auf die Stirn, schüttelte seinem Freunde die Hand und fuhr wieder weg.

Heute war wieder einmal mit dem alten Agrameit gar nichts anzufangen.

(Fortsetzung folgt.)





## Der Modepirat.

Erzählung von Fr. O. Kühne.

Mit Illustrationen  
von H. Grobet.

□ □

(Nachdruck verboten.)

**I**n einer Tür des dritten Stockwerks eines Hauses unweit von Cannon's Station, das, wie die meisten Häuser der City Londons, vom Kellergeschloß bis zum fünften Stockwerke hinauf Geschäftszwecken diente, zeigte ein blankes Messingschild die Geschäftsräume der Firma in Modewaren und fertigen Kostümen Gerard Barton & Adolphe Boisin an.

In dem geräumigen Kontor saß der eine Inhaber der Firma an einem Rollpulte, der andere an einem Zeichentische. Die Mitte des Raumes nahm eine große Tafel ein, auf der Musterkarten, Modellbogen, Modebilder, Schnitte und Stoffproben gehäuft lagen. Aus einem Nebenraum, dessen Verbindungstür halb offen stand, hörte man das Klappern mehrerer Schreibmaschinen.

Die Morgenpost wurde abgeliefert. Der Firmainhaber an dem Rollpulte, Barton, sah sie durch und öffnete hastig einen mit einem Pariser Poststempel versehenen Brief. Beim Überfliegen seines Inhalts verfinsterten sich seine Mienen immer mehr.

Er ging zum Zeichentische seines Teilhabers, legte das Pariser Schreiben dort nieder und klinkte die Verbindungstür ein.

Auch die Mienen Boisins verdüsterten sich beim Lesen sichtlich. Schließlich meinte er: „Da fassen wir



schön in der Patsche! Es wird uns nichts anderes übrig bleiben, als unsere Bude umgehend zu schließen, denn wirklich und richtig kaufen können wir die Modelle,

die man uns zudem auch erst in einigen Wochen, also viel zu spät, liefern würde, nicht. Dafür haben wir viel zu sehr unter dem Preis weiterverkauft.“

Barton schüttelte unwillig den Kopf. Gleich darauf aber nickte er wieder sehr energisch.

Das Geschäft der beiden Kaufleute war darauf gegründet, sich vor Beginn jeder Saison auf irgend eine Weise Kenntnis von den neuesten Modellen berühmter Pariser Modefirmen zu verschaffen und danach selbst Modelle, Schnittbogen und Modebilder anfertigen zu lassen oder selbst anzufertigen, für die sie bei der verblüffenden Willigkeit des Angebots in der Hauptsache immer schon im voraus Abnehmer in Menge fanden. Bis zum letzten Frühjahr hatte Boisin die Beschaffungen persönlich besorgt. Er war früher bei Machin, einer Pariser Weltfirma, Modezeichner gewesen, und ein äußerst begabter Mensch, der aber dann ein sehr abenteuerliches Leben, das ihn auch mit dem Inneren von Gefängnissen bekanntgemacht, geführt hatte. Als er sich im Frühjahr, um schneller zu seinem Ziele zu kommen, wieder einmal in einer Bestechung von Angestellten versucht hatte, wäre er beinahe verhaftet worden. Nur schleunigste Flucht hatte ihn gerettet.

Deshalb hatte man nun eine Helfershelferin, die früher ebenfalls in einem Pariser Modehause tätig gewesen war, ausgesandt. Im Sommer war sie als Marquise Montespau aufgetreten, hatte sich Zutritt zu dem Allerheiligsten des Hauses Machin, dem Modellsaal, zu verschaffen gewußt und einige Modebilder zu entwenden verstanden. Jetzt hatte sie sich erst bei der Firma Redfern als Prinzessin de la Tour, dann bei Drécol als Madame Lebaud, weiter bei Worth als Generalin Melidow und schließlich bei Paquin als Herzogin von Uzen versucht.

Überall war sie auf das zuvorkommendste empfangen und auf ihren Wunsch hin auch in die Modellsäle geleitet worden. Aber daß man sie zu täuschen beabsichtigte, hatte sie ein einziger Blick gelehrt, denn die angeblichen Modelle der kommenden Saison in den angeblichen Modellsälen waren sämtlich alte Ladenhüter. Modebilder und Schnittmuster hätte sie unbemerkt mitnehmen können, soviel sie immer wollte. Man forderte sie dazu förmlich auf. Sie wären aber auch danach gewesen! „Ich kann einfach nichts mehr ausrichten. Meine Reise wird ergebnislos verlaufen,“ schloß ihr verzweifeltes Schreiben.

„Madelaine fehlt es diesmal an der richtigen Schneid,“ murrte Barton.

Boisin stützte den Kopf in die Hand. Er kannte die Schwierigkeiten des Beschaffens zur Genüge.

„Ich will Madelaine nicht die Stange halten,“ ließ er sich vernehmen, „aber die Schwierigkeiten, auf die sie diesmal stößt, haben sich, wie aus ihrem Schreiben hervorgeht, wirklich wesentlich verstärkt. Es war das eigentlich zu erwarten. Denke doch bloß daran, welchen Schaden wir den Herren Parifern, meinen lieben Landsleuten, seit acht Saisons in fortgesetzt gesteigertem Maße zugefügt haben. Sie mußten endlich ernstlich stutzig werden. — Wenn wir nur wenigstens einige Anklänge von dem, was sie diesmal in Bereitschaft haben, hätten? Ich würde für unsere Kunden schon etwas zusammenzeichnen.“

„Ja, wenn wir nur wenigstens die kleinsten Anhaltspunkte hätten!“ murmelte Barton finster. „Dann wäre uns schon viel geholfen!“ Er räusperte sich. „Adolphe, wie denkst du beispielsweise über die Ärmel? Der Hängeärmel ist endgültig begraben. Der oben gepuffte Ärmel kann sich nicht lange mehr behaupten.“

Was wird nun kommen? Vielleicht ein geschlitzter? Säge jedenfalls nicht übel aus.“

„Der Phantasie ist da Tür und Tor geöffnet.“

„Und weiter der Rock. Die Modenform hat ausgespielt. Für das Straßenkleid wird und muß der fußfreie Rock kommen.“

„Gewiß, er muß kommen. Hunderte von Pariser Schneiderkünstlern zerbrechen sich doch schon ein Jahr lang den Kopf darüber. Der Faltenfall und Faltenbau aber sind die harten Nüsse, die sie noch nicht zu knaden vermochten. Jetzt wird es ihnen ja wohl gelingen sein.“

„Wenn wir davon ein Modell hätten, Adolphe! Das brächte Geld! Reizt dich diese Aussicht nicht, selbst einen letzten Versuch zu wagen?“

„Du meinst, ich sollte noch einmal nach Paris fahren?“

„Würdest du diesen Versuch nicht wagen wollen, dann bin ich, was du vorhin schon zum Ausdruck brachtest, ebenfalls dafür, daß wir sogleich unser Geschäft schließen. Unser schönes Geschäft, Adolphe, das uns ein so genußreiches Leben zu führen erlaubte! Wir werden jetzt in das Nichts zurückfallen.“

Boisfin verzog das Gesicht. „Paris ist für mich, wie du weißt, jetzt ein heißer Boden. Aber es ist ja groß, und dann lebt und vergift man dort auch schneller als an jedem anderen Orte der Erde. Das Messer sitzt uns an der Kehle. Da muß man schon etwas wagen!“

„Wage die Fahrt, Adolphe! Ich bin davon überzeugt, daß du sie zu unserem Glücke durchführst. Dein Ehrgeiz muß sich vor allem darauf richten, das Modell eines fußfreien Rockes zu erbeuten. Keine Gefahr darf dich da schrecken! Jedes Mittel muß dir dabei recht sein!“

Boisfin nickte. Sein leichtes Pariser Blut geriet in Wallung. „Vor meinen Augen wächst Plan neben Plan auf. Einer immer toller als der andere. Gib unser schönes Geschäft noch nicht verloren!“

„Nicht gar zu toll darfst du aber vorgehen! Nur kühn und verwegen! Ich denke eben daran, daß ich — hm — von früher her noch etwas besitze, das dir bei irgend einem verwegenen Streich von Nutzen sein kann. Ich werde dir das Betreffende geben.“

\* \* \*

Fernstehende können sich nur schwer einen Begriff machen, welche geistige Arbeit und welche Arbeit der Hände dazu gehört, um ein wirklich neuartiges Modemodell, wie solche die Pariser Modefirmen liefern, zu stande zu bringen. Oft sind — so unglaublich es klingt, ist es doch Tatsache — gleichzeitig ein halbes Hundert Köpfe und ein volles Hundert Hände über einer einzigen Schöpfung tätig. Künstler von Ruf, die fürstliche Honorare beanspruchen, wirken dabei mit. Jede gelungene neue Schöpfung stellt daher ein Kapital dar. Die Pariser Modefirmen, welche sich mit dem Modemachen befassen, verstehen es aber, daselbe dreißig-, fünfzig-, ja oft hundertfach wieder einzubringen. Sie lassen zu diesem Zwecke Bervielfältigungen herstellen und verkaufen diese bei Beginn jeder Saison um schweres Geld an die Konfektionsgeschäfte und Modesalons in aller Herren Ländern.

Von Saison zu Saison hatten nun diese Modemacher, die untereinander einen Ring bilden, einen sich ständig vermindernenden Absatz zu verzeichnen gehabt, und zwar nach ihren lohnendsten Absatzgebieten, nach England und Amerika. Deshalb hatte es dort aber nicht etwa, wie zu ihrer Kenntnis gelangt war,



an ihren neuesten Modellen gemangelt. Im Gegenteil, solche waren, wenn auch mit der und jener Abweichung von den Originalen, aber doch allen ihren Hauptmerkmalen nach, teilweise sogar schon vor Beginn der Saison, auf den Markt geworfen worden. Zu jedem Preise war geliefert worden, und es wurde frischweg weiter angeboten. Man war also um seine Ideen bestohlen worden. Man sollte fort und fort weiter bestohlen werden.

Für die neue Saison hatte man daher außergewöhnliche Vorsichtsmaßregeln getroffen, die etwas von der Schärfe und Eifersucht an sich hatten, mit welcher ein Staat seine Mobilmachungspläne bewacht. Galt es doch zudem gerade in dieser Saison mit einer sehr kostspielig gewordenen Erfindung, die endlich geglüht war, dem fußfreien Rocke, bis zum entscheidenden Zeitpunkt hinter dem Berge zu halten, um dann ein Geschäft wie nie eines vorher zu machen.

So hatte auch die berühmte Modefirma Camille Verdier in der ebenso prächtigen wie verkehrsreichen Rue de Rivoli außergewöhnliche Schutzmaßregeln getroffen. Gemäß einem geheimen Ringbeschlusse hatte auch sie einen Raum mit irreführenden Modellen ausgestattet, in dem alle die vornehm auftretenden Damen, welche dem Geschäft nicht ganz genau bekannt waren, und von deren Harmlosigkeit man nicht vollständig überzeugt war, auf ihr Begehren hin, die Modelle der künftigen Mode besichtigen zu dürfen, geleitet wurden.

Von den wirklichen Modellen bekamen die untergeordneten Arbeitskräfte nur Teile in die Hände, die das Hervorstechendste an den Schöpfungen, wie beispielsweise die Ärmel der Blusen und Kleider, nicht verrieten. Diese wichtigen Teile fertigten ausnahmslos die alterproben, sonst nur beaufsichtigenden Geschäfts-

kräfte von Anfang bis zu Ende selbst an. Sie fügten auch die einzelnen Teile zum vollendeten Werke zusammen. War wieder ein solches fertig, wurde es unter peinlichen Vorsichtsmaßregeln in den wirklichen Modellsaal gestellt.

Dieser Saal hatte sechs hohe Fenster, vor denen aber jetzt den ganzen Tag über die eisernen Rolläden herabgelassen waren. Die Flügeltür von den allgemeinen Geschäftsräumen her war ein für allemal geschlossen. Als besonderen Schutz hatte man innen noch zwei eiserne Querstangen mit Vorhängeschloßern angebracht.

Der Verkehr nach dem Saale wurde allein durch eine kleine Seitentür vermittelt. Diese mündete aber nicht direkt in die allgemeinen Geschäftsräume, sondern in das neben dem Saale befindliche Privatkontor des Chefs. Man mußte also unbedingt letzteres erst betreten, ehe man in den Saal gelangen konnte.

\* \* \*

An einem runden Marmortischchen des Café du Globe, eines der größten Cafés von Paris, saß ein einzelner Herr. Er war sichtlich sehr unruhig. Wiederholt ließ er den Deckel seiner goldenen Uhr springen, steckte sie in die Westentasche, nippte an dem vor ihm stehenden Absinth, griff wieder nach der Uhr und ließ neuerdings ihren Deckel springen.

Da rauschte ein seidenes Kleid hinter ihm. Er fuhr herum. „Ah! Madelaine — endlich!“

Die Angekommene nahm mit den Manieren einer Dame von Welt ihm gegenüber Platz.

„Nun?“ fragte er hastig.

Sie schien nicht gehört zu haben. Jedenfalls rief

sie mit einem hoheitsvollen Blick den Kellner heran und machte in gemessener Weise eine Bestellung.

„Nun?“ fragte der elegante Herr dringender.



Sie sah sich schnell einmal nach rechts und links um und warf dann mit mühsam verhaltenem Ärger hin: „Ich unternahm es also, auch noch bei Verdier vorzusprechen, obgleich ich, als ich noch Pariser Kon-

fektioneuse war — was allerdings schon verschiedene Jahre her ist — öfters im Auftrage des Konfektionsgeschäfts, bei dem ich in Stellung war, etwas bei ihm zu besorgen hatte und ferner mehrere Male eine in seinem Modellsaale arbeitende Freundin Abends dort abgeholt habe. Erkannt hat mich, wie nicht anders zu erwarten, niemand. Das ist gewiß. Es waren auch lauter fremde Gesichter. Aber ich mußte dieselbe Unverschämtheit wie allerorts erleben. Ich wurde in einen falschen Modellsaal mit theils widersinnigen, theils jahrealten Modellen geführt. Einen so zum Narren zu haben! Es ist unerhört! Hatte große Mühe, mich zu beherrschen.“

Der elegante Herr zwirbelte nervös sein Lippenbärtchen durch die Finger. Die Farbe kam und ging in seinem Gesichte, während er nun selbst sprach: „Auch meine Bemühungen, von Hilfskräften dieser und jener Firma wenigstens einige wertvolle Hinweise in Erfahrung zu bringen, sind ergebnislos verlaufen. Niemand hat diese Saison etwas zu verraten. Was sollen wir nun weiter beginnen, Fräulein Madelaine?“

„Ich weiß es wirklich nicht, Herr Boisin.“

Er sann eine Weile vor sich hin, nippte wieder an seinem Absinth und murmelte dann: „Wissen Sie, in welcher Verfassung ich bin? Wenn ich mit den Ortlichkeiten genügend vertraut wäre, und mir einigermaßen Aussicht auf Erfolg winkte, wäre ich zu einem Einbruch in so einen Modellsaal und noch zu mehr bereit.“

Sie schüttelte den Kopf. „Bei Machin halte ich jeden Erfolg für ausgeschlossen.“

„Das habe ich mir selbst schon gesagt. Kenne mich doch von früher her dort aus.“

„Bei Redfern gleichfalls. Auch bei Drécol, Baquin und Worth. Aber bei Verdier —“

Sie schwieg und sah in die Luft.

„Weiter!“ munterte er sie auf.

„Ich stieg, als ich vorhin bei ihm war, die Frage des Empfangsherrn nach meinen Wünschen überhörend, frischweg zum ersten Stockwerk empor, weil ich eben weiß, daß sich dort der Modellsaal befindet. Aber die Flügeltür war fest verschlossen. Der falsche, in den man mich dann führte, lag unten. Der verschlossene oben ist, wie früher, ohne Frage der wirkliche. Im ersten Stockwerke, hinter der Flügeltür zehn Schritte geradeaus, wenn man die Treppe heraufkommt, verbirgt sich also bei Verdier das, was wir haben oder doch wenigstens sehen müssen. Die Tür war, wie gesagt, fest verschlossen. Es gibt aber, wie ich mich recht gut erinnere, noch eine Seitentür, die in das neben dem Saale befindliche Privatkontor des Chefs mündet. Meine damalige Freundin hat mir oft erzählt, daß Verdier, diese Tür benützend, das Personal im Saale zu überraschen pflege.“

„Wieviel Personen sitzen im Privatkontor?“

„Das allgemeine Kontor ist eine Treppe höher. So war es wenigstens früher. Nach dem, was ich soeben gesehen, scheint sich darin nichts geändert zu haben. In dem Privatkontor wird also wahrscheinlich Verdier allein sitzen.“

„Wenn ich das ganz genau wüßte, Madelaine!“

„Warum soll sich das nicht sicher in Erfahrung bringen lassen? Soll ich die Erkundigung auf mich nehmen?“

„Tun Sie das!“

„Gut, ich breche sofort auf, um eine weniger auffällige Toilette anzulegen. Ich gedenke mich, unter dem Vorgeben, eine stellunglose Konfektioneuse zu sein, an eine der nach Geschäftsschluß bei Verdier das

Lokal verlassenden Arbeiterinnen heranzumachen. Ich habe darin Übung. Ich werde eine möglichst junge ausersehen. So ein Gänschen läßt sich leicht, ohne daß es etwas wittert, ausholen.“

„Sitzt Verdier wirklich allein in seinem Privatkontor, dann schöpfen Sie immer ein wenig Hoffnung, Madelaine. Mit einem Hilfsmittel, das mir Barton bei meiner Abreise eingehändigt hat, werde ich's machen. Ich muß ja alles wagen. Das Messer sitzt uns zu scharf an der Kehle.“

\* \* \*

Die Firma Camille Verdier wurde telephonisch angerufen. Ein Herr Lavalle sprach von einer öffentlichen Fernsprechkstelle aus und ersuchte um Auskunft, zu welcher Stunde der Chef für ihn zu sprechen sei. Es handle sich um Erteilung eines festen Auftrags und um eine andere geschäftliche Angelegenheit, die er nur persönlich mit ihm regeln könne.

„Gedulden Sie sich einen Augenblick, mein Herr,“ antwortete es. „Ich schalte das Privatkontor des Chefs ein und bitte nochmals anzuklingeln.“

„Hier Verdier persönlich,“ vernahm der Anrufer bald.

„Ah, habe ich wirklich die Ehre? Hier Claude Lavalle. Lassen Sie mich kurz sein, verehrter Herr Verdier. Ich reise für eine Seidenbandfabrik und breche in etwa drei bis vier Wochen nach Belgien, Holland, Deutschland und Dänemark auf. Möchte mir gern noch einen Saisonartikel mit auf die Reise nehmen, an dem sich etwas verdienen läßt. Habe an die neuen Modelle gedacht. Eine Anzahl möchte ich fest und gegen sofortige Barzahlung übernehmen. Bei Aufträgen, die ich darüber hinaus erlange, dachte ich an

einen provisionsweisen Verkauf. Was meinen Sie hierzu, verehrter Herr Verdier? Darf ich Sie einmal in dieser Angelegenheit besuchen?"

„Aber gewiß, gern, mein bester Herr —“

„Lavalle, Herr Verdier, Claude Lavalle.“

„Paßt es Ihnen diesen Vormittag noch, Herr Lavalle?“

„Ja wohl.“

„Haben Sie also die Güte und suchen Sie mich in einer Stunde in meinem Privatkontor auf.“

„Werde mich pünktlich einstellen.“

---

Eine Stunde später erschien in dem Geschäftshause von Camille Verdier in der Rue de Rivoli ein elegant gekleideter Herr, den man mit seinem Musterkoffer unfehlbar als Reisenden einschätzen mußte. Das Personal verhielt sich erst ablehnend gegen ihn. Als er aber seinen Namen — Lavalle — genannt, änderte sich das, und er wurde sofort nach dem Privatkontor des Chefs gewiesen.

Verdier, der sich, wie üblich, allein in dem nicht allzu großen Raume befand, erhob sich bei seinem Eintreten. Die gegenseitige Begrüßung war eine sehr zuvorkommende.

„Ich bin durch einen Kollegen von den Vorsichtsmaßregeln, die man zum Schutze der Brauche hat treffen müssen, unterrichtet, verehrter Herr Verdier,“ kam der Besucher sofort auf seine Angelegenheit zu sprechen. „Ich will Sie also durchaus nicht drängen, mir Ihre neuen Modelle heute schon zu zeigen. Es liegt mir auch gar nichts daran. Ihr Name verbürgt unbefehenen erstklassige Lieferung. Ich reflektiere fest, lieferbar nach Eröffnung der Saison, also in etwa drei bis vier Wochen, auf je drei Modelle Gesellschafts-

kleider, Straßenkleider und Straßenmäntel, und auch auf je sechs Modelle Blusen und Kostümröcke. Da Sie mich nicht kennen, Kassa zur Hälfte nach Abschluß des Geschäfts, den Rest bei Ablieferung. Von den Aufträgen, die ich darüber hinaus erlange, wollte ich um fünfundzwanzig Prozent Verkaufsprovision bitten. Beziffern Sie, bitte, Ihre niedrigsten Preise, Herr Verdier, und sagen Sie mir Ihre Meinung über die Provision.“

Während Lavalle das vorbrachte, hatte er ein kleines Etui von Krokodilleber aus der Tasche genommen, zwischen den Fingern hin und her gedreht, dann plötzlich geöffnet und eine Zigarette herausgeholt.

Verdier gab entsprechende Auskunft. Dabei schob Lavalle die Zigarette in einen Mundwinkel.

„Etwas hoch die Preise, verehrter Herr Verdier,“ meinte er dann.

Man handelte, wurde aber bald einig und reichte sich zur Bekräftigung die Hände.

Jetzt bemerkte Verdier auch die nichtbrennende Zigarette in dem Mundwinkel Lavalles. Erfreut über den Abschluß des guten Geschäfts bot er ihm in zukommender Weise Feuer an.

„Sie beschämen mich durch Ihr Entgegenkommen, verehrter Herr Verdier,“ sagte der Reisende. „Ich kann aber nur annehmen, wenn Sie sich ebenfalls eine meiner Zigaretten anzünden.“ Er hielt ihm schon sein Etui hin. „Bitte, von dieser Seite. Es ist eine besondere Sorte, die ich aus Algier mitgebracht habe.“

Verdier konnte gar nicht anders als nehmen und anzünden.

Er sollte bald empfinden, daß die Sorte in der Tat eine ganz besondere war.

Er tat einen Probezug. „Ein feines Kräutchen,“



sagte er. Der zweite Zug aber wollte schon nicht mehr so recht schmecken.



„Brillant? Nicht wahr?“ fragte Lavalle.  
„Hochfein,“ antwortete Verdier höflich.

Der Besucher schwatzte weiter. Wollte Verdier ihn nicht beleidigen, mußte er schon noch einige weitere Züge tun.

Der fünfte, oder war es der sechste Zug, schmeckte direkt bitter. Was war das überhaupt mit ihm? Das Zimmer fing an sich langsam, ganz langsam um ihn zu drehen. Er taumelte auf seinen Bureaufstuhl, wollte sich erheben, fiel aber wieder zurück. Seine Lippen fingen an unerträglich zu brennen. Er wollte rufen, der Laut blieb ihm in der Kehle stecken. Seine Augen schlossen sich, und sein Kopf sank auf die Brust.

Lavalle dagegen wurde jetzt sehr beweglich. Er riegelte die Tür vom Geschäft her ab, huschte, seinen Koffer aufnehmend, zu der anderen Tür im Räume, öffnete sie vorsichtig und schlüpfte — in den Modellsaal.

Es war, weil die Rolläden herabgelassen waren, darin dunkel. Da er aber neben der Tür das Schaltbrett für das elektrische Licht entdeckte, verschlug ihm das nichts. Ein Griff, und mehrere Bogenlampen leuchteten auf.

„Ah,“ entfuhr es ihm. Was sich seinen Blicken darbot, war aber auch außerordentlich erfreulich. Eine Modellreihe neben der anderen! Und am Kopfe jeder die dazugehörigen Modebilder, Modellbogen und Schnittmuster. „Halblange Ärmel also!“ entfuhr es ihm, als er die Blusen und Kleider betrachtete. „Die Pariser sind des Teufels! Wer wäre darauf verfallen? Und dort der langersehnte fußfreie Rock! Oh!“

Er huschte von Reihe zu Reihe, nahm bei jeder ein Modebild, einen Modellbogen und ein Schnittmuster weg, bei der Reihe fußfreier Röcke riß er aber auch ein Modell von seinem Ständer herunter. Alles

das stopfte er in seinen Koffer\*). Dann schaltete er das Licht aus, klinkte vorsichtig die Modellsaaltür wieder ein und riegelte nicht minder vorsichtig die Tür zum Geschäft wieder auf. Und nachdem er noch einmal schnell auf den fest schlafenden Verdier geblickt, gab er sich einen Ruck, öffnete die letztgenannte Tür eine Spanne weit und rief wiederholt und so laut, daß es das draußen in der Nähe beschäftigte Personal hören mußte: „Leben Sie wohl, verehrter Herr Verdier! Auf Wiedersehen, Herr Verdier!“

Flugs war er draußen. Nach rechts und links die Geschäftsdamen grüßend, tänzelte er mit seinem Koffer die Treppe hinab und auf die verkehrreiche Rue de Rivoli hinaus.

Nach Verlauf von zehn Minuten brauchte man den Chef in einer dringlichen Angelegenheit. Auf alles Klopfen an der Privatkantortür erfolgte aber kein „Herein“. Man öffnete schließlich ohne Aufforderung.

Der Herr Chef schlief, eine erloschene Zigarette zwischen den Fingern, in seinem Büreaustuhl. Man wagte es, ihn zu wecken. Es dauerte jedoch ziemlich lange, ehe er sich einigermaßen ermunterte.

Bewundert betrachtete er die Zigarette zwischen seinen Fingern, und dabei kehrte ihm die Erinnerung an die Unterredung mit dem angeblichen Lavalle zurück. Von einer dunklen Ahnung gefaßt, stürzte er in den Modellsaal und schaltete das Licht ein. Das Fehlen des fußfreien Kodes fiel ihm sofort auf. Er schlug die Hände vors Gesicht und wankte zum nächsten Stuhl.

Die Polizei wurde sofort benachrichtigt, des verschwundenen Modepiraten vermochte sie sich aber trotz eifrigsten Fahndens nicht zu bemächtigen.

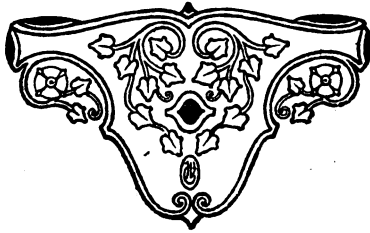
---

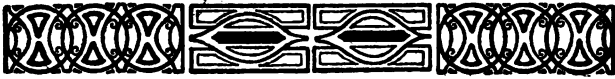
\*) Siehe das Titelbild.

Der Rest der Zigarette wurde beschlagnahmt und untersucht. Es ergab sich, daß der Tabak mit einem starken Betäubungsmittel durchtränkt war.

---

Die Firma Gerard Barton & Adolphe Boiffin in London aber machte in dieser Saison glänzendere Geschäfte denn je.





# Das Wunder im Sonnensystem.

Astronomische Skizze von R. Hendrichs.

Mit 7 Illustrationen.

(Nachdruck verboten.)

Man hat den Planeten Saturn als den wunderbarsten und geheimnisvollsten unter den Himmelskörpern unseres Sonnensystems bezeichnet, und die wechselnden Erscheinungen, die er dem Fernrohr des Astronomen darbietet, geben ihm in der That Anspruch auf solche Benennung. Dem großen Galilei schien er so räthselhaft, daß der tapfere und unermüdlische Himmelsforscher jede weitere Beobachtung des merkwürdigen Gestirns aufgab — nicht aus Mangel an Wissensdrang, sondern weil er daran verzweifelte, mit Hilfe der Instrumente, die ihm zur Verfügung standen, den Schleier eines Geheimnisses zu lüften, wie es ihm ähnlich noch bei keinem anderen Weltkörper entgegengetreten war.

Die linke obere Zeichnung auf unserer ersten Abbildung (S. 81) veranschaulicht das Bild, das Galilei im Sommer des Jahres 1610 von dem Planeten Saturn zu empfangen glaubte. Er erschien ihm als von zwei kleineren, unveränderlich rechts und links von seinem Äquator stehenden Sternchen begleitet, „wie von zwei Dienern, die dem alten Saturn behilflich sein mußten, seinen Weg zu finden“. Aber kaum zwei Jahre später mußte er zu seiner grenzenlosen Überraschung entdecken, daß diese Sternchen vollständig verschwunden waren. Unfähig, eine Erklärung für diese wunder-

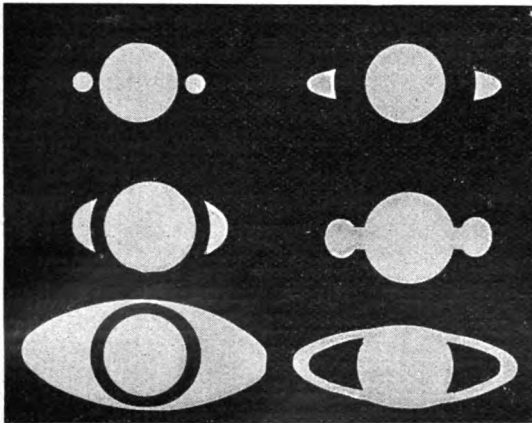
bare Erscheinung zu finden, setzte er sie auf die Rechnung einer durch die Mangelhaftigkeit seiner Instrumente verursachten Täuschung und verzichtete fortan auf alle weiteren Entdeckungen im Bereiche dieses dem menschlichen Forschergeiste so unzugänglichen Sternes.

Die weiteren fünf Zeichnungen unserer ersten Abbildung lassen erkennen, wie sich der Planet Saturn anderen Astronomen des siebzehnten Jahrhunderts darstellte. Nach dem, was wir heute von dem sonderbaren Trabanten unserer Mutter Sonne wissen, ist es für jedermann ein leichtes, festzustellen, daß nur die letzte Zeichnung dem wirklichen Bilde einigermaßen nahe kommt. Sie zeigt uns den Himmelskörper als von einem zusammenhängenden leuchtenden Ringe umgeben, und dieser Ring, der seinesgleichen nicht hat im ganzen, mit unseren Mitteln durchforschbaren Teile des großen Weltraumes, ist auch für uns noch das wunderfame Geheimnis des Saturn, der Gegenstand ungezählter Erklärungsversuche, von denen bis jetzt wohl kein einziger Anspruch auf unanfechtbare Richtigkeit erheben darf.

Wir sind über die Beschaffenheit des Planeten, über seine Größe und über den Platz, den er im strahlenden Gefolge der Sonne einnimmt, ja sonst nicht schlecht unterrichtet. Wir wissen, daß er nach dem Jupiter der größte Stern unseres Planetensystems ist — bei einem Äquatorialdurchmesser von 118,700 Kilometer siebenhundertundzwanzigmal größer als unsere Erde —, daß seine Entfernung von der Sonne im Mittel 1418,00 Millionen Kilometer beträgt, daß er sich in 10 Stunden und 29 Minuten einmal um sich selbst dreht und daß er 29 Jahre und 167 Tage braucht, um seine elliptische Bahn um die Sonne einmal zu durchmessen.

Auch die Breite des geheimnisvollen Ringes, der

ihn in der Ebene seines Äquators freischwebend umgürtet, können wir mit ziemlich zuverlässigen Zahlen angeben. Der äußere Durchmesser dieses Ringes beträgt 271,000, der innere 192,000 Kilometer, woraus sich eine Breite von 79,000 Kilometer ergibt. Des Weiteren ist uns bekannt, daß der Körper des Saturn noch nicht gleich dem unserer Erde von einer starren



Verschiedene Darstellungen des Saturn aus dem 17. Jahrhundert.

Kruste umgeben ist, und daß er sich bis heute den größten Teil seiner ursprünglichen Gluthitze bewahrt haben muß. Er ist demzufolge von ungleich leichter Beschaffenheit als die Erde. Trotz des gewaltigen Größenunterschiedes ist er in seiner Gesamtheit nur fünf- und neunzigmal schwerer als sie. Seine Dichtigkeit beträgt nur ein Achtel der Dichtigkeit der Erde, oder, um in anschaulicheren Vergleichen zu reden, ein Liter „Saturnmasse“ wiegt genau 714 Gramm, also weniger als ein Liter Wasser, während das gleiche

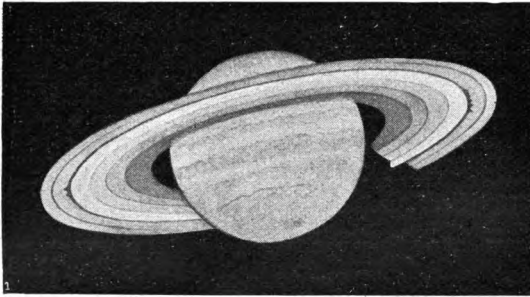
Volumen Erdmasse ein Gewicht von 5,3 Kilogramm haben würde.

Das und noch manches andere von unserem Mitplaneten wissen wir mit einiger Bestimmtheit. Wir kennen auch die Satelliten, die ihn umkreisen. Über ihre Anzahl zwar hat die astronomische Wissenschaft ihr letztes Wort wohl noch nicht gesprochen, denn es wurden im Verlauf der Beobachtung immer noch einige weitere aufgefunden. Im Jahre 1655 entdeckte Huygens als den ersten Saturnmond den Titan, den größten unter ihnen, 1848 konnte der junge Astronom Bond bereits die Auffindung des achten verkünden, und seitdem ist mit Hilfe der Himmelsphotographie, die bekanntlich schärfer und zuverlässiger arbeitet als das menschliche Auge, ihre Zahl noch um zwei weitere vermehrt worden. Der jüngst entdeckte Satellit, den man auf den Namen Phöbe getauft hat, bewegt sich in einer mittleren Entfernung von nicht weniger als 13 Millionen Kilometer um sein Muttergestirn, woraus sich ergibt, daß der Saturn mit seinem Mondsystem mindestens dreiunddreißigmal so viel Platz im Weltenraume beansprucht, als unserer bescheidenen Erde mit ihrem einzigen Begleiter zugewiesen ist.

Was nun aber die hervorstechendste Besonderheit des Saturn, seinen Ring, betrifft, so sind wir, um von ihm zu reden, leider noch immer gezwungen, uns aus dem Reiche der Erkenntnis in das ungleich weitere und phantastischere Reich der Vermutungen zu begeben. Einige positive Feststellungen allerdings sind der astronomischen Wissenschaft im Verlaufe der beiden letzten Jahrhunderte glücklich gelungen. So hat man wahrgenommen, daß es sich keineswegs um eine einzige, fest zusammenhängende Ringscheibe, sondern um

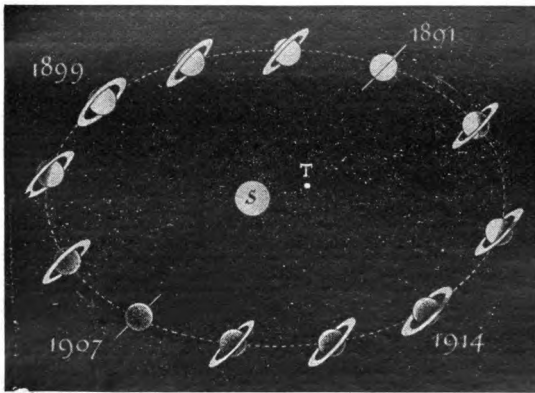


eine Anzahl einzelner, durch deutlich erkennbare dunklere Streifen voneinander getrennter Ringe handelt.



Die Ringe des Saturn nach einer Aufnahme vom Dezember 1874.

Schon Cassini konstatierte im Jahre 1675 deren zwei, heute, mit unseren vervollkommenen Instrumenten,



Die verschiedenen Phasen des Saturnringes, von der Erde aus gesehen.

erkennen wir bereits ein volles Duzend, die an Breite wie an Leuchtkraft untereinander sehr verschieden sind.

Die Spektralanalyse aber gestattet den sicheren Schluß, daß noch stärkere Fernrohre, als wir sie zur Zeit herzustellen vermögen, uns nicht Duzende, sondern Tausende solcher Einzelringe zeigen würden.

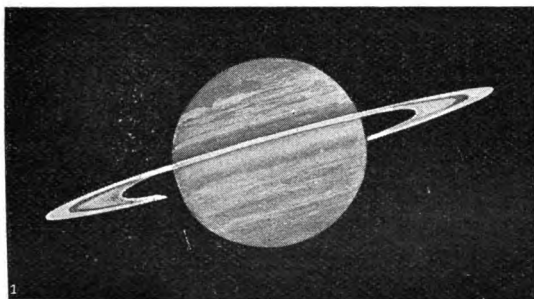
Woraus bestehen nun diese merkwürdigen, einzigartigen Ringe? Ist es eine feste, eine feurigflüssige oder eine gasförmige Masse, die sie bildet?

Alle drei Hypothesen haben zuzeiten ihre Verteidiger gefunden, und alle drei sind vor der Kritik der physikalischen Erkenntnis als unhaltbar gefallen.

Der oben erwähnte Astronom Bond vom Observatorium zu Cambridge entdeckte im Jahre 1850 am inneren Rande des Ringes einen nichtleuchtenden Streifen, der für das vom Teleskop unterstützte menschliche Auge so durchlässig war, daß sich die Oberfläche des Planeten wie durch einen dünnen Gaseschleier erkennen ließ. Danach konnte die Masse des Ringes also weder fest noch flüssig sein, sondern es ließ sich lediglich eine staubartige Beschaffenheit annehmen. Die verschiedene Dichtigkeit dieser Staubmassen erklärt vollkommen einleuchtend auch die Verschiedenheit in der Stärke, mit der das auffallende Sonnenlicht reflektiert wird, und die Durchsichtigkeit des innersten Ringes, dessen Dichtigkeit offenbar die geringste ist. Vor der stärker leuchtenden Oberfläche des Planeten kann er uns in der That nur noch wie ein feiner Nebel erscheinen, der die für uns überhaupt erkennbaren Einzelheiten kaum mehr verhüllt.

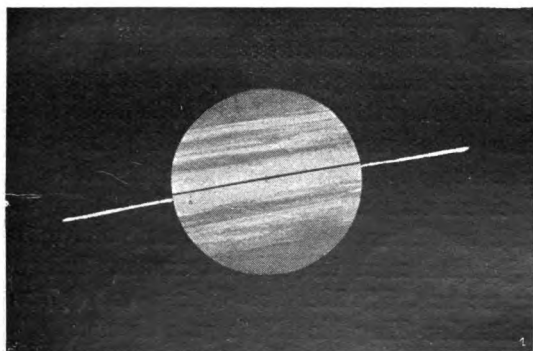
Aber mit solchen Folgerungen sind wir der Antwort auf die Frage nach der Entstehung der Saturnringe noch nicht um einen einzigen Schritt näher gekommen. Die Vermutung, daß wir es in ihnen mit ehemaligen Bestandteilen der Planetenmasse selbst zu tun haben, die bei der Umdrehung durch Zentrifugal-

kraft fortgeschleudert worden sind und nun bis in alle Ewigkeit die kreisende Bewegung des Muttergestirns



Aufnahme des Saturn vom 16. Juli 1906.

mitmachen müssen, ist als unhaltbar von vornherein zu verwerfen, und bis wir eine bessere Erklärung ge-



Aufnahme des Saturn vom 30. Juli 1907.

funden haben, müssen wir uns wohl an die scharfsinnig begründete Hypothese du Vigondès' halten, der in dem Saturnring den sozusagen „verunglückten“ größten

Satelliten des Planeten erblickt. Danach hätten seine Bestandteile niemals dem Hauptgestirn angehört. Aber es wäre freilich nicht undenkbar, daß sie bestimmt sein könnten, in irgend einer Zukunft seine Masse zu vermehren. Sind doch viele Astronomen der festen Überzeugung, daß eines Tages der ganze Saturnring auf den Planeten hinabstürzen müsse, wie es in Wahrheit unfehlbar schon längst der Fall gewesen wäre, wenn er aus einer zusammenhängenden festen oder flüssigen Masse bestände.

Vor wenigen Jahren erst erregte es in der wissenschaftlichen Welt nicht geringes Aufsehen, als Struve bekanntgab, daß seit dem Jahre 1851, als dem Zeitpunkt, von dem man den Beginn genauerer Messungen datieren kann, eine nachweisbare Annäherung des Saturnringes an den Planeten stattgefunden habe, eine so erhebliche sogar, daß dem Ringe höchstens noch eine Lebensdauer von dreihundert Jahren zu prophezeien sei. Neuere Messungen aber haben nicht gerade für die Zuverlässigkeit dieser Weissagung gesprochen. Bei den von Struve gemachten Beobachtungen handelt es sich vielmehr mutmaßlich um eine periodisch wiederkehrende Erscheinung, wonach der Ring nach gewissen feststehenden Gesetzen zeitweilig seine Gestalt verändert gleich einem elastischen Reifen. Es ist also gegründete Aussicht vorhanden, daß auch noch nach viel mehr als drei Jahrhunderten irdische Astronomen Gelegenheit haben werden, sich über den Saturn und seinen geheimnisvollen Ring die Köpfe zu zerbrechen.

Welche Bewandnis aber hatte es nun mit dem rätselhaften Verschwinden der beiden angeblichen Sternchen, das dem armen Galilei einst eine so schmerzliche Enttäuschung bereitete?

Ein Blick auf die betreffende Zeichnung unserer

ersten Abbildung überzeugt uns ohne weiteres, daß die vermeintlichen Begleitsterne nichts anderes waren als die hell leuchtenden seitlichen Teile des Ringes, den in seiner wahren Gestalt zu erkennen Galilei durch die Unzulänglichkeit seiner Instrumente gehindert war. Mit ihrem Verschwinden aber hatte es seine volle Richtigkeit, denn auch für unsere verfeinerten Teleskope wird der Saturnring zuzeiten vollständig unsicht-



Aufnahme des Saturn vom Januar 1908.

bar, und wenn der Leser sich zum Beispiel gerade jetzt auf eine Sternwarte begeben würde, um seine Bekanntschaft zu machen, so würde er auch mit dem allerschärfsten Fernrohr vergeblich nach ihm suchen. Die Erklärung aber ist für uns viel einfacher, als sie es einst für Galilei sein konnte, und die unserer Skizze beigegebenen weiteren Abbildungen müssen es auch dem Laien leicht machen, sie zu verstehen.

So sehen wir auf unserem dritten Bilde (Seite 83, unten) die verschiedenen Phasen des Saturnringes, wie er sich, von der Erde aus gesehen (der Standpunkt des Beobachters ist mit T = Terra bezeichnet), während der Umlaufzeit des Planeten um die Sonne darstellt.



Saturnaufgang, von dem grös



iten seiner Monde aus gesehen.

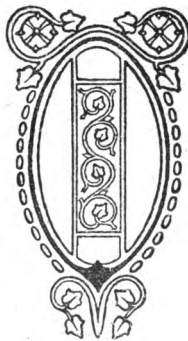
Der Saturnring, parallel dem Äquator des Planeten, hat eine ziemlich beträchtliche Schiefstellung zu der Bahn seines Gestirns. Gemäß den verschiedenen Stellungen, die Erde und Saturn auf ihrem gemeinsamen, wenn auch sehr verschieden langen Wege um die Sonne (auf unserer Abbildung mit S bezeichnet) zueinander einnehmen, muß uns der Saturnring zuzeiten als eine breit geöffnete Ellipse erscheinen, die sich nach und nach immer schmaler zusammenzieht, bis sie zu einer feinen leuchtenden Linie wird, um endlich vorübergehend ganz zu verschwinden. Dies war, wie die Zeichnung veranschaulicht, vor dem gegenwärtigen Zeitpunkt zuletzt im Jahre 1891 der Fall. 1899 präsentierte sich uns die Ellipse des Saturnringes in ihrer größten Öffnung. Dann schrumpfte sie immer mehr zusammen (siehe die Aufnahmen vom 16. Juli 1906 und vom 30. Juli 1907), und im Januar des laufenden Jahres verriet nur noch ein schmaler Schattenstreifen in der Äquatorialregion des Planeten selbst, daß er sich noch im Besitz seines Ringes befindet, und daß nicht etwa die von Struve prophezeite Katastrophe inzwischen vorzeitig und von unseren Astronomen unbemerkt eingetreten ist.

Unsere Abbildung auf Seite 88 und 89, die uns auf den größten der Saturnmonde versetzt, um uns die ganze Herrlichkeit eines Saturnaufganges, wie sie sich etwaigen dortigen Lebewesen offenbaren müßte, vor Augen zu führen, ist natürlich ein Gebilde vorstellungskräftiger Astronomenphantasie. Sie verdankt ihre Entstehung dem Abbé Moreux, dem rühmlichst bekannten scharfsinnigen und geistreichen Beobachter vom Observatorium zu Bourges in Frankreich. Es mag ja wohl ungefähr so aussehen, wie sein Zeichenskiß es hier hervorgezaubert hat, und man kann jeden-



falls mit ihm übereinstimmen, wenn er dazu schreibt: „Ist es nicht zu beklagen, daß keine menschlichen Wesen dort oben sein sollen, um diese seltsame, phantastische Illumination, dies feenhaft großartige Schauspiel zu bewundern?“

Aber für die Himmelskörper hat das Wörtchen ‚Zeit‘ ja eine ganz andere Bedeutung als für uns kurzlebige Geschöpfe. Wer weiß, ob sich nicht dereinst, nach ungezählten Jahrillionen, auf dem jetzt noch feurig glühenden Saturn wie auf seinen Trabanten ein organisches Leben entwickeln wird, ähnlich dem Leben auf unserem Himmelskörper oder vielleicht auch von ungleich vollkommenerer Art! — Unsere arme Erde freilich wird dann aller Voraussicht nach längst als eine kalte, tote Kugel ihren immer gleichen Weg durch den Weltenraum zurüdlegen. — Aber im Grunde: wie wenig wollen solche geringfügigen Veränderungen im Riesenbereich des Weltalls bedeuten? Die Sonnen am Himmel zählen nach Millionen, und für einen armseligen kleinen Stern, dessen Leben erlischt, werden unablässig tausend neue geboren.“





## Eine Sirene.

Novelle von H. Noël.

(Nachdruck verboten.)

**D**ämmerung senkte sich in die leeren, sonntagstillen Straßen, sie gleichsam erfüllend, als sei die zunehmende Finsternis etwas Körperliches.

Dafür leuchteten im Kaffeehaus die Glühlampen umso freundlicher.

In eine Zeitung vertieft saß der junge Rechtsanwalt Ostwald allein an seinem Fenstertisch, als ein Geräusch neben ihm ihn emporblicken ließ. Ein eben gekommenes Paar schickte sich an, die Sitze ihm gegenüber einzunehmen. Er ein Mann in mittleren Jahren von eleganter Figur, mit nachdunkelndem Blondhaar und einem fächerförmig ausgebreiteten Bart, sie eine schlanke, jugendliche Gestalt. Ein Ehepaar? Der Altersunterschied zwischen Gatten ist heutzutage oft so groß, daß Ostwald geneigt war, es anzunehmen, doch an der Ähnlichkeit erkannte er schließlich, daß es Vater und Tochter sein müßten. Der Herr trug einen tadellosen schwarzen Anzug, das Mädchen hingegen hatte eine viel zu knallige, großkarierte Seidenbluse an. Sie schien scheu und still, während der Vater sofort etwas Großartiges und Hochfahrendes entwickelte, das zum Lächeln herausforderte.

„Was nimmst du, Dolores?“ fragte er. „Milch? —

Also, Jacques, für das Fräulein ein Glas Milch ohne Seifenschaum darauf. Für mich ein Glas Kaffee, ebenfalls ohne. Und recht schwarz — schwarz wie die Hölle!“

Dolores — die Schmerzenreiche! Wie mochte sie nur zu dem Namen gekommen sein? Eine Marotte des Papas? Man sah, welche Genugtuung es ihm bereitete, den Namen auszusprechen.

Ostwald, der sich eine Zigarre angezündet hatte, las jetzt nicht mehr, sondern lehnte sich in seinen Sitz zurück und beobachtete sein Gegenüber halb belustigt, halb verdrießlich. „Soll ich? Soll ich nicht?“ fragte er sich dabei.

Jetzt wäre es eben Zeit gewesen, zu Thumbrechts zu gehen. Es zog ihn mit geheimer Kraft hin, doch etwas anderes in ihm stemmte sich wieder dagegen. Hatte er doch vorhin etwas gesehen, was ihm recht viel zu denken gab. Er war von Schönbrunn hereingefahren, da sah er von der Elektrischen aus jene Gestalt, die ihm ja jetzt fast immer vor Augen schwebte, jene weiche, rundliche Gestalt mit dem leichtwiegenden Gang, unter deren Hut das schimmernde Haar sichtbar wurde — Marie Thumbrecht.

Und neben ihr der Mensch mit dem übertrieben modischen, glodigen Rodschnitt, zu dem das Sitzthaar paßte wie die Faust aufs Auge. Das konnte doch nur der greuliche Pianist sein!

Bald überholte der Wagen das Paar. Vorsichtig spähte er zurück. Er hatte sich nicht getäuscht — sie waren es.

Wie kam Marie heraus in diese entlegene Gasse, und der Klavezimbleler dazu? Gern wollte er an ein zufälliges Zusammentreffen glauben. Dem widersprach jedoch die Haltung der beiden, die sichtlich in

einer sehr ernststen Auseinandersetzung begriffen waren. Marie ging mit gesenktem Blick, und trotz des Schleiers, der ihr Gesicht verhüllte, gewahrte er darauf einen ihm fremden Ausdruck.

Es schien eine ganz andere Person, die da zum Vorschein kam.

Reck hingegen sah hämisch und verdrossen aus, wie eigentlich immer. Er sprach wie jemand, der Rechenschaft fordert.

Der Wagen fuhr weiter und ließ das Paar hinter sich, doch das Bild hatte sich ihm in die Seele gebrannt. Er sah es vor sich, wo er ging, stand oder saß. Nein, er wollte heute abend nicht zu Thumbrechts gehen! —

„Bringen Sie meiner Tochter den ‚Figaro‘,“ gebot der Herr drüben dem Journalkellner, der die „Wiener Mode“ auf den Tisch legte. „Und die ‚London News‘! Flink!“

Mit Selbstbewußtsein blickte er zu Ostwald hinüber, ob der das wohl gehört und daraus die Schlußfolgerung gezogen habe, seine Tochter könne Englisch und Französisch.

Das Mädchen blickte nicht auf. Langsam schlürfte sie ihre Milch. Der braune Felselhut in Jägerform beschattete ihr das halbe Gesicht.

„Willst du nicht den Hut abnehmen, Dolores? Er geniert dich doch!“

Das Mädchen bewegte nur leise abwehrend den Kopf.

„Weshalb will er, daß sie den Hut abnehmen soll?“ fragte sich Ostwald. „Wenn er sie lieber in Ruh' ließe!“

Im Geist verglich er sein Gegenüber mit dem Typus, den die Thumbrechtschen Mädchen, besonders Marie, vorstellten. Da konnte sie einem leid tun. Und doch! Wenn es nur solche Mädchen auf der Welt gäbe, brav

und langweilig, wie die da drüben, es wäre wohl besser.

„Guten Abend, Herr Doktor!“ grüßte jemand neben ihm.

Er blickte auf und gewahrte einen Bekannten. Viktor Schaffranek, ein junger Bankbeamter, war ein zierlicher Mensch mit einem spitzen Näschen und einer entschieden mädchenhaften Röte auf den Wangen. Frisiert wie die Schaufensterpuppe eines Friseurs und äußerst sorgfältig angezogen, stand er da.

„Guten Abend!“ dankte Ostwald. „Sie sind eben erst gekommen?“

„Nein, ich war drüben im Billardsaal. Darf man sich zu Ihnen setzen?“

Selbstverständlich erteilte Ostwald seine Zustimmung. Im Grund mochte er den jungen Menschen nicht, aber der junge Mann plauderte lebhaft, und so konnte er ihm zu anderen Gedanken verhelfen.

Allein Schaffranek geriet auf ein Thema, das Ostwald in peinlicher Weise an seine inneren Zweifel mahnte.

„Was ich mir für Mühe gegeben hab', den Menschen zu retten,“ berichtete er von einem Freund, der kürzlich geheiratet hatte. „Was hab' ich in ihn hineingerebet, ihm haarklein bewiesen, daß man so etwas nicht tut. Heut war er überzeugt, hat versprochen, er bricht mit ihr, und morgen war's wieder die alte Kreiden! Ja, was hilft's? Wer sich verliebt, ist wahnsinnig. Man kann ihm die fixe Idee noch so oft ausreden, sie packt ihn immer wieder an. Und jetzt hat er sie richtig geheiratet. Wissen Sie, wer sein Brautführer war? Nein anderer als sein Vorgänger bei seiner Gnädigen. Es wär' ihm übrigens schwer gefallen, einen anderen zu finden.“

Der Herr gegenüber räusperte sich in so auffallender Weise, daß Schaffranek unwillkürlich abbrach.

„Dolores, willst du denn wirklich nicht den Hut abnehmen?“ klang es in die Pause hinein.

Schaffranek blinzelte seinem Nachbar ergötzt zu. Ostwald seinerseits beeilte sich, ein anderes Thema anzuschlagen. Er wollte selbst nichts mehr von dem armen „Marren der Liebe“ hören. Ihm war, als betaste jemand seine empfindlichste Stelle.

Da das Gespräch den jungen Bankbeamten nicht mehr interessierte, musterte er mit ziemlich geringschätzigen Blicken das gegenüberstehende Mädchen und machte Witze über den pompösen Papa. Schließlich fragte er Ostwald, ob er nicht in den Billardsaal kommen und eine Partie mit ihm spielen wolle.

Ostwald spielte selten. Aber heute, wo ihm sowieso nichts recht war, erhob er sich, um dem jungen Mann zu willfahren.

Eben trat ein kleiner Betteljunge, der sich eingeschlichen hatte, mit bittend erhobenen Händen an den Tisch.

Das junge Mädchen griff um sich, als suche sie ihr Täschchen. Doch das war wohl daheim geblieben, und der Papa, den sie auffordernd anblickte, schnauzte den Jungen an, so daß der Kellner aufmerksam wurde und herbeistürzte, um den Störenfried wieder hinauszubefördern. Doch noch ehe dies geschah, hatte Schaffranek in die Tasche gegriffen und steckte dem Jungen einen Nidel zu.

Ein dankbarer Blick aus den Augen des Mädchens gegenüber traf ihn, und bei dieser Gelegenheit bemerkte auch Ostwald, daß sie nicht die nichts sagenden Glasaugen des Papas besaß, sondern große braune Rehagen.

„Die Augen sind noch das beste an ihr!“ meinte Schaffranek auf dem Weg zum Billardsaal. „Und die Böpf! Haben S' nicht die Böpf' gesehn unterm Hut? — Nein? — Darum hat der Alte ja so gedrängt, sie soll den Hut abnehmen, damit man die Böpf' besser sieht. Als ob sich deswegen einer in sie verlieben wird! — Er ist übrigens zum Schießen, der Alte! Er macht offenbar Jagd auf einen Schwiegersohn, denn das Mäd'el, die Wasserjuppen, angelt sich selber natürlich keinen.“

„Kennen Sie denn die Leute?“

„Vom Hörensagen. Ich bitt' Sie, wen kenn' ich nicht?“

„Höherer Beamter?“ mutmaßte Ostwald.

„Er macht in Kaffee — soll eine vorzügliche Vertretung für ein Hamburger Haus haben. Vermögen hat er auch. Aber dem Mäd'el geht doch keiner ins Garn. Ich bitt' Sie, so was kann doch nicht jeder vertragen. Da hab' ich schon einen anderen Geschmack. Sie gewiß auch, Herr Doktor! — Wissen Sie, Ihren Geschmack möcht' ich eigentlich kennen. Zu Ihnen, weil Sie so tief brünett und interessant bleich sind, tät' eine mollige, rosige Blondine passen, die viel plauscht, viel lacht und ein bißel kokett ist. Das Genre lieb' ich auch. Wenn Sie heiraten, Doktor, berücksichtigen Sie meinen Wink. Ich möcht' gern bei Ihnen Hausfreund werden. — Na, was machen Sie denn für ein Gesicht? Hat Ihnen jemand auf die Hühneraugen getreten?“

Bildlich war es in der Tat so. Dieser Schaffranek entwickelte heute eine förmliche Kunst, ihm unangenehm zu werden! Das Wort vom „Hausfreund“ hatte ihn getroffen wie ein giftiger Stich.

Wenn er Marie Thumbrecht heiratete, würde er

da nicht jedem mißtrauen, der ihr in die Nähe kam?

Und doch konnte er jetzt plötzlich nicht länger seinem Verlangen nach ihr widerstehen. Da kein Billard frei war, entschuldigte er sich bei Schaffranek, kehrte in den vorderen Saal zurück, zahlte und ging.

Draußen herrschte unfreundliches Wetter. Nebel fluteten durch die Straßen, und die Lichter der Laternen glühten rötlich aus den dichten Schwaden, die sich beständig in Feuchtigkeit auflösten, das Pflaster klebrig und schlüpfrig machend.

Umsomehr lockte das Thumbrechtsche Haus als warme, lichte Dase. Dort war Leben, Erquickung. Rascher und rascher schritt er dem Minoritenplatz und dem alten traulichen Hause zu, in dem die Thumbrechtsche Wohnung lag.

\* \* \*

Als er in dem großen, matt erleuchteten Vorzimmer ablegte, vernahm er von drinnen helle Stimmen und Gelächter. Es tat Ostwald wohl und weh zugleich, es zu vernehmen.

Eben trat aus einer Seitenthür die Finanzrätin, kleidsam und doch bescheiden angezogen. Wie edel vornehm das von dem gewellten nußbraunen Scheitelhaar umrahmte Gesicht mit den seelenvollen blauen Augen! Dem konnten die Jahre nichts anhaben. Und wie unendlich sympathisch sie war, wie wohltuend abgeklärt ihr Benehmen!

Sie war Opersängerin gewesen, wovon jedoch bei Thumbrechts nie gesprochen wurde.

Mit sanft bestrickendem Lächeln reichte die Dame ihm die Hand. „Die machen Lärm — nicht wahr? Sie müssen ein bißerl dämpfen. Es ist schön, daß



Sie da sind. Wir sind ganz unter uns und haben uns schon gewundert, daß Sie nicht kommen.“

Ostwald streifte mit einem Blick die Vorzimmerwand, ob er an den Haken nicht den auffallenden Überrock des Pianisten Neck entdecke. Es schien ihm nicht der Fall, und doch machte ihm die freundliche Begrüßung und die geradezu innige Herzlichkeit der Finanzrätin nicht so warm wie sonst, denn es war ihm zu gegenwärtig, daß sie mit jedem liebenswürdig war und vielleicht den widerlichen Patron, den Neck, genau so begrüßen würde wie ihn.

Er wußte es nun schon, die Finanzrätin hatte offenbar die Schwäche, vom Kohlenträger bis zum Sektionschef und von der Hausmeisterin bis zur Hofdame alles bezaubern zu wollen, sie schien wie die Sonne über Gerechte und Ungerechte ohne Unterschied.

Mit solchen Gedanken folgte er der Hausfrau in den Salon, zu dem eine Tür in der schräg abgestumpften Ecke des Vorzimmers führte.

Der Salon war ein Eckzimmer mit einem Erker an der Stelle, wo die beiden Außenwände zusammenstießen. Diese Form des Raumes und die etwas niedere Decke paßte vorzüglich zu der Einrichtung im Empirestil, die wirklich alt und echt und nun ganz ohne Verschulden wieder modern geworden war.

Die Alt-Wiener Gemütlichkeit des Thumbrechtschen Heims war auch eines der Dinge, die es Ostwald anzutun pflegten, aber heute empfand er sie als Widerspruch.

Hatte er sich nicht immer eingebildet, hier passe alles zusammen — und war das nicht im Gegenteil ein falscher, irreführender Rahmen?

„Guten Abend, Herr Doktor,“ rief dem Eintretenden ein junger Mann entgegen, der mit brennender

Zigarre auf ihn zutrat. „Hab' die Ehre, mich vorzustellen: Ulrich v. Hoffsenthal — und das da ist die schöne Annita aus Capri.“

Rings in der Runde lachte man, und Ostwald hatte es nach dem ersten Augenblick der Verblüffung gleich heraus, daß der junge Mann, der ihn derart in Empfang nahm, einfach Fräulein Ulrike v. Hoffsenthal war, eine junge Verwandte der Thumbrechts, die in dem männlichen Anzug viel besser aussah als in den Kleidern ihres Geschlechts. Die schöne Annita aus Capri aber war niemand anders als der Sohn des Hofrats aus dem ersten Stock, der Student Cäsar Brang, ein hübscher Bursch mit dunklem Haar, schmachtenden Samtaugen und einer italienisch gelben Haut, weshalb sie ihn ja auch in das Capreser Kostüm gesteckt hatten.

„Zu dumm, was die Ulli immer aushecht — nicht wahr?“ sagte die ältere der beiden Haustöchter, die schöne Berna, entschuldigend.

Sie war noch schöner als Marie, das gestand sich Ostwald selbst. Größer, stolzer gebaut: Dunkles Wellenhaar umrahmte ihr Gesicht, und ihre Augen leuchteten im sattesten Enzianblau.

Aber Marie mit ihren sanft gerundeten Linien, dem weichen dunkelblonden Kraushaar, dem Blick so wohlthuend wie ein Marderfell, und den bestrickenden grauen Nirenaugen, die sprach ihn eben ganz anders an.

„Sie kommen gerade recht zu dem vorzeitigen Faschingscherz,“ sagte Marie. „Warum sind Sie denn nicht früher gekommen?“

Sie blickte ihn vorwurfsvoll an, und der Blick wie die Bemerkung trugen in gleicher Weise dazu bei, ihn zu besänftigen.

„Es sieht aber durchaus nicht aus, als wäre ich vermisst worden,“ wandte er ein.

„Wenn Sie dagewesen wären, wären wir nicht auf solche Dummheiten verfallen. Keiner hält uns so im Schach wie Sie.“

„Und der Major?“ fragte Ostwald. Das wollte ungefähr besagen, daß außer ihm doch auch noch andere Respektspersonen anwesend seien.

Da saßen sie im Kreis auf den Mahagonistühlen mit erbsengelben Bezügen: der Major, ein hochgewachsener Mann mit einem trotz des stellenweise verzeichneten Gesichtes interessanten Kopf, wie gewöhnlich etwas finster und verbrießlich aussehend — er war Bernas anerkannter Verehrer, entschloß sich aber noch immer nicht, um sie anzuhalten — und neben ihm der Finanzrat, eine hohe Erscheinung von unwandelbar mildem und gütigem Wesen, dessen gehaltene Ruhe immer einen ungemein angenehmen Eindruck auf Ostwald machte. In seiner heutigen Stimmung jedoch sagte er sich, daß dies vielleicht nicht der schöne Gleichmut einer reifen, ausgeglichenen Natur war, sondern daß sich hinter der imponierenden Oberfläche vielleicht doch bloß eine recht schwache Seele barg.

Außer den beiden Herren waren noch anwesend die beiden Basen des Finanzrats, Bernhardine und Ulrike v. Hossensthal, zwei ältliche Damen, erstere mit grobschlächtigen Zügen, die für die der jüngeren Ulrike, Ulla genannt, vorbildlich gewesen waren, letztere mit Spuren von großer früherer Schönheit, die selbst das leblichenbraune Toupet nicht ganz verwischen konnte.

In Bezug auf Unterhaltung waren sie nicht anspruchsvoll und hatten sich gewiß vorher an der Masterrade sehr vergnügt; jetzt aber sprachen sie der Nichte doch zu, das Männergewand abzulegen.

„Bitte, Tante! laß mich doch!“ flehte das junge

Mädchen. „Ich fühl' mich so wohl in der Emballag'. Ha, wenn ich jetzt ein Leutnant wär'!“

Es war jedenfalls ein Mißgriff der Natur gewesen, Ulrike als Mädchen zur Welt kommen zu lassen, und deshalb betrachtete Ostwald ihre Verkleidung in milderem Licht. Mehr störte es ihn, sich vorzustellen, daß die jungen Mädchen sicherlich Cäsar Brang in sein Kostüm hineingeholfen hatten. Er spielte ein wenig gar zu sehr die Rolle des Cherubin im Hause, der Junge.

Eben öffnete das Dienstmädchen die Tür und meldete: „Die Frau Hofrätin läßt sagen, der Herr Cäsar soll hinunterkommen.“

„Soll — soll!“ wiederholte der Student gereizt. „Das richtet gewiß die Leni aus, das Schaf. Wenn ich mag, so komm' ich. — Aber ich kann ja gar nicht, ehe Sie mir nicht meine Kleider zurückgeben,“ sagte er zu Ulla.

„Gehn Sie doch so hinunter!“ riet diese. „Ich geb' nig zurück.“

„Die Mama jagt mich mit dem Besen hinaus, wenn ich so komm',“ erklärte der junge Mann.

„Die Hofrätin fällt in Ohnmacht, wenn sie ihn so sieht,“ bestätigte Berna.

„Die Finanzrätin sollte lieber auch in Ohnmacht fallen,“ flüsterte eine Stimme nahe an Ostwalds Ohr. Es war der Major, der sich zu ihm geneigt hatte.

Wenigstens suchte sie den jungen Mann zu bestimmen. „Lieber Cäsar, wenn die Mama Sie rufen läßt, gehn Sie nur!“ bat sie.

„Wenn die Ulla mir meine Sachen aber nicht gibt!“

„Unten haben Sie Kleider genug!“ sträubte sich diese. „Gehen Sie nur so hinunter!“

„Borgt mir wenigstens eine Tischdecke, Kinder, daß

ich mich einwickeln kann," hat der Student. „In dem Aufzug mag ich keine Begegnung auf der Treppe.“

„Kommen Sie, Sie kriegen den Radmantel von meinem Mann," sagte die Finanzrätin, und damit brachte sie ihn hinaus.

Nach einiger Zeit gelang es ihr auch, Ulla zum Verschwinden zu veranlassen, die dann in ihrer Mädchen-tracht wieder auftauchte.

Berna und Marie hatten unterdessen eine lebhaftere Unterhaltung in Gang gebracht. Sie verstanden so anregend zu plaudern, Gehörtes und Gelesenes so geschickt vorzubringen und einzuflechten, daß sie eine Gesellschaft Stummer zu beleben verstanden hätten. Sie hatten viel gesehen, wußten, was in der Welt vorging, besaßen Laune und Geist.

Doch Ostwald dachte immerfort an jene Begegnung und überlegte, ob er Marie sagen sollte, er habe sie in der und der Gasse mit Neck gesehen.

Natürlich würde es dann heißen, sie habe ihn nur zufällig unterwegs getroffen. Lieber wollte er sie nicht merken lassen, wie sein Mißtrauen geweckt war.

Ohne daß es irgendwie auffiel, widmete sich Berna mehr dem Major, Marie ihm, und er bemerkte wohl, wie die Blicke der alten Jungfern sich neugierig auf sie richteten.

So wenig aber Mariens liebenswürdiges Geplauder ganz aus Ostwalds Seele verdrängen konnte, was sie beschattete, so wenig ließ sich der Major Fabrizious völlig von den anmutigen Schelmereien beschwichtigen, mit denen Berna ihm gegenüber nicht kargte.

Er zappelte in ihren Banden, aber dennoch lag beinahe etwas Feindseliges in dem Blick seiner eisengrauen Augen, den er auf das schöne Mädchen richtete.

Im stillen fragte sich Ostwald: „Welcher von uns

beiden ist besser daran — er oder ich? Welcher von den beiden Schwestern ist eher zu trauen?"

Berna schien die stärkere, entschiedeneren Natur. Sie sah leidenschaftlicher aus, und er hatte sie schon in verschiedenen Stimmungen gesehen, wogegen Marie, wie ihre Mutter, beinahe immer die gleiche Seelentemperatur zeigte.

Auch sprach sich Berna über die Menschen offener aus als ihre Schwester, die sich nie dazu herbeiließ, über jemand ein anderes Urteil abzugeben als ein höchst mildes, beschönigendes.

Nun gefiel es Ostwald gewiß nicht, wenn andere Damen die Abwesenden durchzuhecheln pflegten, aber auch die Art der Finanzrätin und Mariens wollte ihm nicht recht behagen. Sie beurfundete entweder Menschenkenntnis oder Unaufrichtigkeit.

Da steckte es ja. Diese beiden waren im stande, auch an einem Menschen wie Reck noch etwas Gutes zu finden, während man ihn sich gar nicht ins Haus kommen lassen sollte.

Innerlich quälte sich Ostwald ab, weil eine gewisse Begierde, das Gespräch auf Reck zu bringen, gegen seinen Widerwillen, den Namen des Menschen auch nur zu nennen, stritt.

Nach einiger Zeit hieß es, das Abendessen sei aufgetragen, und man ging zu Tisch. Marie gab ihre Anordnungen: „Du, Ulla, führst die Mama. Darfst dich dabei als Leutnant fühlen. — Herr Major, Sie geben Berna den Arm. Papa geht mit Tante Bernhardine. Sie, Herr Doktor, machen den Cavalier der Tante Rida, und ich — ja, ich kann allein nachhumpeln.“

„Schade, daß der Herr Reck nicht da ist,“ sagte Tante Ulrike, anscheinend harmlos, aber Ostwald

empfang die Bemerkung wieder, als habe ihn ein Skorpion gestochen.

„O, ich kann gut allein gehen,“ rief Marie, und eilte voran ins Speisezimmer.

„An unserer Marie ihrer Wiege sind wahrhaftig die Grazien gestanden,“ sagte Fräulein Nida salbungsvoll hinter ihr drein.

„Du willst sagen — die Grazerinnen,“ verbesserte Berna lachend. „Nämlich ihr beide — Tante Bernhardine und du!“

„Alles, was wahr ist, wir haben uns damals sehen lassen können,“ seufzte die ältliche Dame.

In dem großen, bei Tag etwas finsternen Hinterzimmer brannte die Gasröhre über einem großen runden Tisch.

Hier standen ebenso alte Möbel wie drin im Salon — alles stammte noch von den Eltern des Finanzrates. Aber der ungeheure Tisch, das große, offene, lichte Büfett und die übrigen ebenso hellen Möbel hatten nicht das Glück gehabt, nochmals modern zu werden. Sie sahen entschieden altmodisch aus. Jedoch das schöne, bunte alte Porzellan und das alte Silber auf den Brettern des Büfetts, sowie die geschmackvollen Handarbeiten, die das Zimmer zierten, ließen es unheimlich erscheinen.

Diese Handarbeiten! Vertrug sich Lust und Liebe zu mühevollen, Ausdauer und Sorgfalt heischenden Handarbeiten mit der Anlage zu moralischem Leichtsin?

In der Theorie würde man jedenfalls sagen: Nein — das paßt nicht zusammen! Doch wie ist es in der Praxis? Die Wirklichkeit zeigt uns noch mehr anscheinend Unvereinbares verbunden.

Das Abendessen bestand aus einfachen kalten Spei-

fen, die aber reichlich vorhanden waren und sehr zierlich serviert wurden.

Ostwald saß neben Marie, und die bediente ihn mit jener weiblichen Anmut, die er in diesem Grade noch bei keinem Wesen außer ihr getroffen. Dabei unterhielt sie sich in so kluger Weise mit ihm, daß er sich sagte: „Es ist doch ganz unmöglich, daß ein so intelligentes, so hervorragend gebildetes Mädchen an dieser hohlen Pianistenlarve Gefallen finden könnte. Es war gewiß ein harmloses Zusammentreffen, nichts weiter!“

Als es eben Ostwald gelungen war, sich zu einer freundlichen Auffassung aufzuschwingen und seinen Argwohn einzuschlälfern, ertönte draußen die Klingel. Es durchzudte ihn wie ein unangenehmes Vorgefühl. Wer kam jetzt noch? Zugleich fühlte er mit der gesteigerten Eindrucksfähigkeit dieser Stunde, daß auch bei seiner Nachbarin eine gewisse Spannung erwacht war. Von ihren Nerven zitterte es zu den seinigen herüber, und ehe noch die Tür aufging, wußte er, wer eintreten würde.

Und richtig, da trat er über die Schwelle, der untersezte Mensch mit dem vollen, glatten Gesicht, nonchalantes Selbstbewußtsein in allen Zügen. Doch Ostwald war plötzlich helllichtig geworden. Er fühlte, daß heute die Rechtheit dieses Menschen nicht unbefangen war, sondern daß er sie vornahm als eine Maske, als Deckmantel der wahren Lage, von der nur zwei wußten — er und noch eine.

Vielleicht noch eine andere. Denn zufällig bemerkte Ostwald, wie Bernas jetzt dunkel aussehende Augen sich unwillig auf den Eintretenden richteten.

„Allseits guten Abend! Küß' die Hand, meine Damen!“ grüßte der Pianist mit schnarrender Stimme.



Der Finanzrat reichte ihm die Hand. „Spät kommt Ihr, doch Ihr kommt!“

Reck küßte der Hausfrau die Hand und ging dann um den Tisch herum, die übrigen zu begrüßen.

Berna beschäftigte sich gerade mit der Teefanne. Bei ihr mußte er vorüber, ohne ihr die Hand geben zu können. Am Major drückte er sich von selbst vorbei, doch bei Marie streckte er die Hand aus, und sie gab ihm die ihrige unbefangen.

„Woher des Wegs?“ fragte sie.

„Ich tät' lieber erst um Mitternacht kommen!“ rief ihm Ulla entgegen. „Glauben Sie denn, da ist ein Gasthaus?“

„Ich krieg' schon noch was,“ entgegnete Reck zuversichtlich. „Woher ich komm'? Direkt aus der Herren-gasse.“

„Aus dem Bösendorferaal? War Konzert?“ fragten die Tanten.

Reck stand jetzt bei Ostwald und streckte die Hand aus, sich dabei aber mit dem Kopf zu den alten Damen wendend. Die Manier, jemand die Hand zu geben, ohne ihn anzuschauen, war Ostwald von je verhaßt, und so tat er, als sei er mit den Resten seines Aufschnitts beschäftigt und sähe die ausgestreckte Hand nicht.

Ulla kicherte vernehmlich in sich hinein.

Reck schien nichts zu bemerken. In herablassendem Ton erteilte er Auskunft über das Konzert. „Eine Sängerin war's, meine Damen. Im Hals steckt ihr ein Tiroler Knöbel. Lang ist sie wie die Neu und mager, daß ihr die Weiner scheppern. Immerhin war sie noch besser wie die Pianistin. Die hat Gott im Born erschaffen. Wie viel tote Komponisten sich heut im Grab herumgedreht haben, weiß der Himmel!“

„Macht niz, die drehn sich schon wieder auf die

richtige Seite," tröstete Ulla. — „Wenn er nämlich selber spielt," zischelte sie Ostwald als vernehmlichen Nachsatz zu.

„Verreißen Sie die armen Maderln nicht zu sehr, Red!" mahnte die Finanzrätin. „Da setzen Sie sich her und essen Sie was. Mit vollem Magen ist man milder.“

„Der nicht, Tante!" rief Ulla. „Schad' um jeden Bissen!"

„Warum sind Sie denn so ungnädig, gnädigstes Fräulein?" fragte der Pianist, der neben der Hausfrau Platz genommen hatte.

Die anscheinend demütigen Worte wurden in einem solchen Ton gesprochen und waren von einem solchen Blick begleitet, daß es gerade so war, als habe er gesagt: „Was willst denn du, du kleine Kröte?"

Den Eindruck machte es auch auf Ulla. Sie wurde blutrot, richtete sich in ihrem Stuhl empor und warf ihm einen Blick zu, der die Wirkung eines Explosivgeschosses hätte haben sollen.

„Haßt recht, Ulli, zermalme ihn!" ermunterte Berna.

Dieses Scharmügel mit dem ihm verhassten Menschen machte Ostwald das ihm sonst gleichgültige Mädchen beinahe sympathisch. Daß doch wenigstens jemand vorhanden war, der diesem Menschen deutlich zeigte, er könne ihn nicht leiden. Die Finanzrätin hingegen versorgte ihn eifrig, der Finanzrat hörte andächtig auf das, was er sagte, und auch die beiden alten Damen behandelten ihn mit großer Liebenswürdigkeit.

Ulla hatte recht, denn Red wartete mit dem Weiterschimpfen nicht, bis er satt war. Er schimpfte schon während des Essens. Auf alle und jeden. Die künstlerischen Darbietungen in ganz Wien waren nichts wert, jeder, der etwas galt, hatte sich diese Geltung durch Gemeinheit und nicht durch Verdienste verschafft. Jede

gute Tat, die er nicht leugnen konnte, ging sicher aus einem selbstsüchtigen Motiv hervor.

„Wie Sie aber skeptisch sind!“ sagte Fräulein Ricka.  
„Wenn alle Menschen so wären!“

„Der ganze Voltaire!“ sagte Marie lachend.

„Was weiß denn der, wer das war,“ rief Ulla naserümpfend.

„Doch, ich weiß es,“ entgegnete er. „Er war sehr geistreich und ein guter Menschenkenner. Für den Vergleich kann ich mich bei Fräulein Marie nur bedanken.“

Er verneigte sich sitzend gegen sie.

Der spitze, herausfordernde Blick, den er dem jungen Mädchen dabei zuwarf, entging Ostwald nicht.

„Es war durchaus nicht so schmeichelhaft gemeint,“ erklärte Marie, noch immer lachend. Doch Ostwald vernahm auch die falsche Note in diesem Lachen. Es troch ihm kalt über den Rücken. Diese beiden hatten unbedingt etwas miteinander.

Er hatte Mühe, sich nicht anmerken zu lassen, wie verstimmt er war. Doch fiel sein Schweigen nicht auf, weil zu viele gesprächige Damen mit am Tisch saßen.

Als es auf zehn Uhr zuing, brachen die alten Damen mit der Nichte auf, und diese Gelegenheit benützte auch Ostwald, um sich zu erheben.

Major Fabrizious folgte seinem Beispiel. „Wir schließen uns den Damen an, nicht wahr, Herr Red?“ fragte er auffordernd.

„Haben Sie auch die Sperrgeldangst?“ fragte Red zurück.

„Na, Sie können wirklich auch aufbrechen,“ meinte Ulla mit absichtlicher Derbheit. „Ihr Nachtessen haben Sie ja gehabt.“

Red schien nicht geneigt, nachzugeben, doch Berna

half: „Was glauben Sie? Ihre Wege werden wir doch nicht noch länger aufsitzen?“

Nun hielt er es doch für richtiger, nachzugeben.

Ostwald war entschlossen, als letzter aus der Tür zu gehen, und hielt im Vorzimmer, wohin die Familie die scheidenden Gäste begleitete, scharfe Umschau, ob Red sich Marie nicht nähern würde.

Er konnte nichts Verdächtiges bemerken.

Doch jedenfalls war sein Aufpassen Marie nicht entgangen. Als sie ihm zum Abschied die Hand reichte, hob sie die Augen mit einem vorwurfsvoll fragenden Blick zu ihm auf.

„Was hast du?“ stand deutlich darin zu lesen.

Es war ein so treuherziger Blick, daß man glauben mußte, dieser Mädchenseele bis auf den Grund zu sehen.

\* \* \*

„Sowie Sie fort waren, hat er sich an mich gemacht,“ erzählte am nächsten Sonntag Viktor Schaffranek, als er Ostwald wieder an dem Fensterfisch im Kaffeehaus gegenüberfaß. „Ich vermute, er hat sich in seinem früheren Kaffeehaus unmöglich gemacht und will jetzt den Schauplatz seiner Tätigkeit hierher verlegen.“

„Von wem sprechen Sie denn, Herr Schaffranek?“

„Von unserem Tischgenossen von neulich. Schon vergessen?“

„Ach so, der — mit der Tochter? Er hat Sie also angesprochen?“

„Ja, kaum daß ich wieder beim Tisch war. Er kennt mich, er hat meine Mutter gekannt — meine Großmutter, vermutlich auch die Urgroßmama. Meine Familiengeschichte hat für ihn keine Geheimnisse. War

auch über sich selbst sehr mittheilfam. Noch mehr über seine Tochter. Angepriesen hat er sie wie saures Bier. Sie hat dabei in allen Farben gespielt. Das gefällt mir noch an dem Mädel, daß sie sich schämt für ihn. Ubrigens kommt er bei mir an den Rechten. Was ich mir dafür kauf', wenn sie Klavier spielt wie Rubin-stein, singt, malt, flicht, strickt und was sonst noch? Hätt' er gesagt, ich geb' ihr fünfzigtausend Kronen, das wär' wirksamer. Aber das sagt er natürlich nicht."

"Wenigstens ist er ehrlich," scherzte Ostwald, „verspricht nichts, was er nicht halten will.“

Er sah wieder in seine Zeitung, denn er wollte nicht länger von diesen Leuten reden, die ihn nichts angingen.

Aber gleich darauf kam der blonde Mann, gefolgt von seiner Tochter, in das Lokal. Zufällig war an dem Tisch, an dem Ostwald und Schaffranek saßen, Platz.

Der Ankömmling erspähte dies sofort. „Es ist doch gestattet, meine Herren?“

Die Tochter kam zaubernd heran. „Dort ist ein ganz freier Tisch, Papa,“ machte sie ihn aufmerksam, nach rückwärts deutend.

„Zu schlechte Beleuchtung!“ lehnte der ab. „Setz dich nur da neben Herrn Schaffranek.“

Das Mädchen trug heute keinen Hut, sondern nur eine Theaterhaube aus schwarzen Spitzen mit hellem Seidenfutter, die sie natürlich ablegte, wodurch das reinblonde Bopfdiadem sichtbar wurde, das ihren Kopf krönte.

Da sah sie allerdings gleich ganz anders aus.

Der Kaffeeagent wußte es durchzusetzen, daß Schaffranek ihn mit Ostwald bekanntmachte.

„Herr Klempler — Herr Doktor Klemens Ostwald — Fräulein Klempler,“ stellte der junge Mann vor.

„Arzt, oder Hof- und Gerichtsadvokat?“ fragte Klempler. „Es gibt einen Doktor Otto Ostwald. — Ach so, Klemens ist der Taufname?“

Schaffranek blinzelte zu Ostwald hinüber, als wollte er sagen: „Er kennt gar keinen Otto Ostwald!“

Ostwald hatte auch diesen Eindruck. Gerade deshalb verhielt er sich zurückhaltend. Auch Fräulein Klempler mengte sich nicht ins Gespräch, nippte ihre Milch und blickte krampfhaft in die Zeitungen.

Das war dem Vater aber nicht recht; er versuchte fortwährend, sie in die Unterhaltung zu ziehen.

„Wie kann man seine Tochter nur Dolores nennen, Herr Klempler?“ fragte Schaffranek.

„Eigentlich heiß' ich Marie,“ beeilte sich das Mädchen einzuflechten.

„Du wurdest Maria Dolores getauft. Die schmerzenreiche Maria ist deine Namenspatronin.“ Dann wandte er sich wieder an Ostwald. „Ihre Kanzlei besteht wohl noch nicht lang? Sie sind ja höchstens dreißig — also zwei bis drei Jahre, rechne ich. Ihre Kanzlei gehörte wohl früher einem anderen?“

„Sehr richtig!“ stimmte Ostwald etwas spöttisch zu. „Doktor Reindl hieß er.“

„Ach, der Doktor Reindl! Den hab' ich gekannt. Einer meiner Kunden ist einmal in Konkurs geraten, und da war er Masseverwalter. Ein fetter Konkurs — überhaupt war die Kanzlei gut.“

In seinem Ton lag die unausgesprochene Frage, ob sie es noch jetzt sei, doch Ostwald äußerte sich nicht darüber. Die ganze Manier seines neuen Bekannten sagte ihm nicht zu. Da er also ziemlich einsilbig blieb und immer in die Zeitungen schaute, deutlich zeigend, daß er zu lesen wünsche, fühlte sich Klempler nicht mehr behaglich. Zudem entdeckte er im rückwärtigen

Teil des Kaffeehauses einen Bekannten. Deshalb erhob er sich, um dort hinten einen Besuch abzustatten.

Fräulein Dolores, die unter der Fragemanie ihres Vaters sichtlich litt, blieb nun allein mit den beiden am Tisch zurück.

Schaffranek entschloß sich, ein Gespräch mit ihr anzuknüpfen. „Fräulein haben keine Mutter und keine Geschwister? Da sind Sie also allein zu Hause, wenn der Herr Papa seinen Geschäften nachgeht?“

„Der Vater ist auch viel zu Hause,“ entgegnete sie, höflich auf die Anknüpfung eingehend.

„Langweilen Sie sich nicht oft sehr?“

„Kann man sich langweilen, wenn man Beschäftigung hat?“ fragte sie zurück.

„Ich meine, die Damen haben doch meist nichts zu tun, als die Zeit totzuschlagen!“

„Ich hab' genug zu tun.“

„Sie führen das Haus? — Das genügt. Ist es nicht der schönste weibliche Beruf, einen Mann glücklich zu machen?“

„Das sagt man so, aber —“ Sie stockte.

„Manchmal kommt er nicht, sich glücklich machen zu lassen!“ ergänzte Schaffranek. „Sehr unrecht von ihm. Übrigens haben Sie noch Zeit. Sie sind ja noch jung. Aber ich warne Sie, Fräulein, sagen Sie nicht neunzehn, ich hab' mir's schon ausgerechnet, wie alt Sie sind. Der Herr Papa hat neulich gesagt, er könnte heuer seine silberne Hochzeit feiern, wenn die Mama noch leben tät'. Sie müssen nahe an vierundzwanzig sein.“

„Nein, ich bin noch nicht dreiundzwanzig,“ widersprach sie.

„Na, das werden wir noch einmal überprüfen,“ entgegnete er vergnügt. „In welchem Alter haben

Sie angefangen, Klavier spielen zu lernen? Und wie lang spielen Sie schon? Der Papa sagt doch, Sie sind eine vorzügliche Pianistin. Freilich, Eltern sind nicht immer zuverlässig.“

„Ich hab' die Staatsprüfung gemacht,“ entgegnete Fräulein Klemperer, die sich noch mit einer gewissen Kindlichkeit von Schaffranek herausfordern ließ.

„Alle Achtung! Da müssen Sie ja vorzügliche Lehrer gehabt haben!“

„Nur ein Fräulein! Das meiste muß man doch selber tun. Die Lehrer machen's nicht aus. Ich kann die Klavierlehrer nicht leiden.“

„Warum denn?“ fragte Schaffranek. „Wollen Sie vielleicht andeuten, daß die sich manchmal zu viel herausnehmen?“

„Mindestens war's so bei dem, den mir der Vater einmal aufgeredet hat, weil er gemeint hat, mein Fräulein genügt nicht mehr.“

„Da möcht' ich aber doch wissen, was der angestellt hat.“

„Gar nichts. Ich hab's nicht so weit kommen lassen.“

„Wie heißt er denn, der brave Jüngling?“

„Seinen Namen sag' ich nicht, aber wenn Sie einmal auf der Gasse einen daherkommen sehen mit langen Haaren, mit einem zum Plagen dicken Gesicht und mit einem G'schau, daß man ihm gleich eins versehen möcht' — der ist's!“

„Berehrtes Fräulein, es gibt wohl noch mehr solche Gesichter,“ meinte Schaffranek belustigt. Ihn unterhielt das Geplauder.

Auch Ostwald hatte unwillkürlich zugehört, und die Schilderung des jungen Mädchens machte ihn vollends aufmerksam. War das nicht Red, wie er lebte und lebte?



„Die Damen denken und fühlen eben nicht alle gleich,“ äußerte Schaffranek. „Manches Gretchen hat eine entschiedene Hinneigung zum Mephisto.“

„So?“ fragte Fräulein Klempler zweifelhaft.

Sie schien zu fürchten, daß sie zu mittheilhaft gewesen war, und wurde wieder scheu. Auch kam ihr Vater zurück und nahm seinen früheren Platz ein.

„Da fällt mir gerade ein, Herr Doktor,“ sagte er zu Ostwald, „daß ich dieser Tage einen Advokaten brauchen werde, denn es hat ein Haus falliert, bei dem meine Hamburger Firma zu Schaden kommt. Mit meinem bisherigen Anwalt bin ich auseinander. Einen neuen müßt' ich so wie so haben. Wären Sie geneigt, die Sache zu übernehmen?“

„Warum nicht? Ich beschäftige mich zwar gewöhnlich mit anderen Dingen, aber wenn Sie wünschen —“ stimmte Ostwald ziemlich lässig zu.

Schaffranek lächelte. „Jetzt beglückt er Sie gar schon mit seinem Prozeß,“ sagte er, als das Herannahen der Theaterzeit Herrn Klempler zwang, mit seiner Tochter aufzubrechen. „Passen Sie auf, Doktor! Der rückt Ihnen immer näher auf den Leib. Sie haben ihm ins Auge gestochen, und ich wette, er hat schon die Auskunfteien nach Ihnen befragt.“

„Was fällt Ihnen ein? Auf Sie ist es doch abgesehen! Freilich haben Sie eine Art, mit jungen Damen umzugehen —“

„Macht nichts. Sie lieben das, wenn man ihnen Anlaß gibt, entrüstet zu sein. Man muß sie doch ein bißel auftragen. Besonders die mit ihrer Temperamentlosigkeit. Zum Sprechen hab' ich sie doch gebracht! — Na, die Fischblütigkeit hat auch ihre gute Seite, denn zum Heiraten paßt so ein Mädel ganz gut. Die mir wirklich gefällt, die mir den Kopf ver-

dreht, die ist doch bloß ein Racker. Die heirat' ich aller Voraussicht nach doch nicht!"

\* \* \*

Nebel füllte die Straßen, als Ostwald wegging. Die Laternen brannten trüb und rötlich, von einem Lichthof umgeben. Das Pflaster unter seinen Füßen spiegelte die Lichter und die sich darüber hinbewegenden Gestalten zerflossen und verzerrt wider.

Es war kein Wetter für zielloses Umherstreifen, und doch ließ Ostwald sich von seinen Gedanken treiben.

Diese wallenden grauen Schleier, die alles Ferne verbargen, hielten gleichsam die Welt von ihm ab. Er fühlte sich so allein, wie er sein wollte, und das Phantastische, das die Außenwelt bei diesem Wetter annahm, paßte zu seiner Stimmung.

Es wurde empfindlich kalt. Menschen und Tiere atmeten weißlichen Dampf aus, der sich dem Nebel zugesellte.

In den Straßen, durch die er wanderte, wurde es einsam. Geschlossene Läden überall. Und blickte man zu den Fenstern hinauf, so sah man nur selten einen tröstlichen Lichtschein durch den Nebel schimmern. Ganz Wien steckte noch in den Kaffeehäusern, in den Gasthäusern, in den Theatern — überall. Nur zu Hause war niemand.

Auch bei Thumbrechts war heute sicher niemand daheim zu finden. Sie blieben nur jeden zweiten Sonntag zu Hause. Er hatte auch gar nicht die Absicht, hinzugehen. Allein unversehens war er schon auf den Minoritenplatz gekommen, als jemand an ihn anrannte. Er hörte das Klirren eines Säbels und eine flüchtig gemurmelte Entschuldigung.

„Herr Major — sind Sie es?“

„Sie hab' ich also angerannt, Doktor! Was suchen Sie denn da?“

„Nichts. Ich bin rein zufällig auf den Platz geraten.“

„So wie ich!“ stimmte Fabrizius etwas ironisch zu. „Ekelhaftes Wetter!“

Er zog eine Zigarre hervor und bat Ostwald um Feuer. Beim aufflackernden Lichtschein sah dieser den Ausdruck auf den Zügen des Majors genau. Er fühlte: der war in derselben Stimmung da herumgerannt wie er, geriet ebenso unwillkürlich in den Bannkreis dieser altersgrauen Kirche mit der sonderbaren Fassade und dem ebenso sonderbaren Turm, der da gespenstisch schwarz aus dem Nebel auftauchte.

Nebeneinander schritten sie weiter.

„Was sagen Sie, Herr Doktor, zu den drohenden Wolken am politischen Horizont?“ begann Fabrizius nach einiger Zeit. „Trotz aller sogenannten Friedensliebe der Völker und der Regenten schweben wir immer in Gefahr, wegen irgend einer Angelegenheit, die keinen Blutstropfen wert ist, die Schrecken des Kriegs über uns hereinbrechen zu sehen.“

„Es wundert mich, Sie so sprechen zu hören — so suttnerisch. Sie gehen auch auffallend oft in Zivil, finde ich.“

„Ich bin auch nicht aus Neigung Soldat geworden, sondern weil ich als Offizierssohn unentgeltlich ins Kadettenhaus aufgenommen wurde. Vielleicht hätte ich als Leutnant auch an die Vorteile des Kriegs gedacht. Aber jetzt? Ich bin über vierzig — über den Ehrgeiz hinaus, besonders über den militärischen. An der Majorsecke bin ich zwar nicht gescheitert, aber als Oberstleutnant geh' ich ab. Ich möcht' gern meine Ruh' haben. Ein behagliches Heim, keinen Aufruhr

mehr, keine großen Hoffnungen. Aber was wir suchen, suchen wir nie an der richtigen Stelle. — Wollen wir zusammen zum Essen gehen, Doktor? Da herum hab' ich ein Stammgasthaus. Aber ich sag' Ihnen gleich: es ist sehr einfach.“

„Macht nichts! Wo Sie hingehen, kann ich auch hingehen.“

„Na also!“

Es war in der That ein bescheidenes Extrastübchen, in das der Major den Doktor durch eine geräuschvolle überfüllte Wirtsstube führte. Die Schwißbogen der angeräucherten Decke wiesen auf ein ehrwürdiges Alter des Hauses, und das Holzgetäfel der Stube war altersdunkel und wurmstichig. Zu Häupten der Tische brannten offene, saufende Gasflammen ohne Glühstrümpfe. Der Tisch, an dem sich die beiden niederließen, verschwand beinahe in der Fensternische, so dick waren hier noch die Mauern.

Es war beinahe wie ein Erker, so getrennt waren sie von den übrigen Gästen, und dieser abgeschlossene Raum ermunterte zu vertraulichen Mitteilungen. In unausgesprochener Übereinstimmung mieden aber beide den Gesprächstoff, der ihnen doch am meisten am Herzen lag.

Fabrizius erzählte von seiner Jugend, wie hart und entbehrungsreich sie gewesen war. Auch später hatte er sein Leben lang immer mit Sorgen zu kämpfen. Erst vor einiger Zeit war ihm eine Erbschaft zugefallen, die ihn in behagliche Verhältnisse versetzte.

Ostwald hatte niemals materielle Kummernisse gekannt. Aber ein glücklicher Mensch war er auch nicht. Ihm fehlte noch manches.

„So sucht man immer das Glück!“ murmelte der Major. „Töricht genug, daß man es sucht. Das ganze

menschliche Unglück kommt von der Glücksucherei. Wenn man's nur lassen könnte!"

Er verstummte, und sie saßen einander eine geraume Weile gegenüber, ohne zu sprechen. Ihr Essen wurde gebracht und verzehrt; dann zündeten sie ihre Zigarren an und dampften zu der Decke empor. Aus dem Schankzimmer nebenan klang Stimmengewirr, Tellerklappern und Gläserklirren, und diese nahen und doch gleichsam fernen Geräusche lullten sie in eine Art Traumzustand ein.

Da sagte der Major ganz unvermittelt: „Ich wär' doch neugierig, ob wir einmal miteinander verwandt sein werden.“

Ostwald zuckte zusammen. „Dazu müßten Sie sich vor allem über sich selbst ganz klar sein,“ sagte er.

„Ich bin's nicht, und Sie sind's auch nicht,“ entgegnete Fabrizious finster. „Wir stehen beide vor dem Entschluß wie vor einem Abgrund, in den man hineinspringen soll.“

„Ist es die Ehe an sich, was Sie schreckt?“

„Nein. Mich schreckt dasselbe wie Sie. Sagen Sie, Doktor, wissen Sie etwas?“

Er blickte dabei Ostwald so bedeutungsvoll ins Auge, daß dieser verstehen mußte: etwas gegen das Mädchen, das einen Mann verhindern könnte, sich um sie zu bewerben.

Mit erzwungenem Lachen antwortete er: „Aber Herr Major! Ich weiß nichts! Und wüßt' ich was, könnt' ich's, dürft' ich's sagen? Würden Sie's?“

„Gewiß!“ Der Major nickte mit grimmigem Ernst. „Würde ich mich bedenken, einen Menschen, der an einem Abgrund steht, zurückzureißen? Wenn Sie was wissen, so sagen Sie mir's, bitte!“

„Gott sei Dank, daß ich nichts weiß!“ rief Ostwald

mit wirklicher Erleichterung. „Denn ich würde es nun auch sagen. Ich weiß aber wahrhaftig nichts. Ich komme noch nicht lang ins Haus, wüßte auch nicht, wer da in Betracht kommen sollte.“

In diesem Augenblick beneidete er den Major, denn Berna mochte den Pianisten nicht. So viel war wenigstens sicher.

„Ich hoffe ja selbst, es ist nichts,“ sagte Fabrizio aufatmend. „In der Gegenwart ganz gewiß nicht. Aber in der Vergangenheit? Sie war zweimal verlobt — das werden Sie doch wissen?“

Ostwald nickte. „Ich habe es gehört. Das kommt vor. Es ist nicht angenehm, aber eine aufgelöste Verlobung immer gerade der weiblichen Seite zur Last legen, das geht doch nicht.“

„Nein. Besonders wenn man die Geschichte dieser Verlobungen so genau kennt wie ich. Sie hat Pech gehabt, weiter nichts. Ihr erster Bräutigam mußte in Berufsangelegenheiten nach Paris und ist dort verstorben. Der zweite, ein Oberleutnant, war ein leidenschaftlicher und gewalttätiger Charakter. Er ließ sich im Dienst was zu Schulden kommen — Widerseßlichkeiten gegen den Vorgesetzten. Also Abschied und Verdusten ins Ausland. Beide Male konnte sie nichts dafür. Ein Fehler liegt freilich zu Grunde: der Mangel an Menschenkenntnis, der Spreu nicht von Weizen zu sichten versteht. Daran sind hauptsächlich die Eltern schuld. Die Mutter mit ihrer Allerweltsliebenswürdigkeit, und der Finanzrat — dem fehlt eine Substanz im Knochenmark. Ich weiß nicht, was ihm fehlt, aber irgendwo hapert's. Der Vater hätte schauen sollen, wem er seine Tochter verlobte. Also rechne ich ihr diese Verlobungen nicht als Schuld an. Wenn sonst nur nichts vorliegt! Da liegt eben der Hase im Pfeffer.“

Er stützte den Kopf in die Hand und starrte vor sich hin.

„Also handelt es sich bloß um die Vergangenheit, nicht auch um die Zukunft?“

„Die Zukunft wäre meine Sorge,“ erklärte der Major. „Ich bin einundvierzig und sie ist sechsundzwanzig. Aber um die Zukunft sorge ich nicht. Verstehen Sie denn nicht? Wenn ich sie nicht nehme, und sie fällt dann irgend einem anderen in die Hände, hab' ich sie auf dem Gewissen. Ich darf ihr nichts Unverzeihliches verzeihen, aber ich darf mich auch nicht abschrecken lassen. Ich muß klar sehen. Und wenn ich einmal klar sehe —“

Würde er jemals klar sehen? fragte sich Ostwald beinahe spöttisch.

Nur das eine schien ihm gewiß: daß Fabrizio von Berna nicht mehr loskam. Ebenso vielleicht — er von Marie.

Außer in dem Fall, daß er über Red die schreckliche Gewißheit bekam. Denn wenn der Mensch ihr mehr geküßt hatte als die Fingerspitzen —

Schon das war zu viel!

Aber er wollte dem Major gegenüber Reds Namen nicht nennen. Es war zweifelhaft, ob dieser etwas zu sagen wissen würde. Er schien nichts zu wissen, da er ja behauptet hatte, sonst den Mund sicher aufzumachen.

\* \* \*

Auf der Ringstraße knisterten die Eiskristalle unter den Füßen, während am Himmel oben die Sonne eben die weißlichgraue Dede durchbrach, ohne sich abzeichnende Form, ohne Blendungskraft.

Auf dem Platz vor dem Hotel Bristol drängte sich

die Menge. Gepuzte Menschen wogten zwischen der Opernede bis zur Wollzeile auf und nieder.

Vor der Bodega stieß Ostwald, der nur durch einen Zufall unter die Sonntagvormittagsbummler geraten war, auf Viktor Schaffranek, der sich ihm sofort anschloß.

„Kalt ist's! Ich hab' schon geplant, den Ringstraßenbummel aufzugeben und irgendwo eine Bortischvisite abzustatten. Wenn ich wüßte, wo man einen guten Vikör kriegt —“

„Den kriegen Sie zum Beispiel da,“ wies Ostwald auf die Bodega.

Schaffranek wickelte sich aus. „Man könnte vielleicht zu Klemptners gehen. Die wohnen da in der Nähe. Er hat mich eingeladen, Sie wahrscheinlich auch.“

„Natürlich! Er war schon ein paarmal bei mir in der Konkursangelegenheit. Hat mich sogar ziemlich dringend gebeten. Aber wozu sollt' ich mir das antun?“

„Was liegt Ihnen dran? Machen wir die Leuten glücklich! Das Fräulein interessiert sich für Sie.“

„Und mir scheint, Sie interessieren sich auch!“

„O, ich geh' ja bloß hinauf, weil ich weiß, daß es ganz ungefährlich ist. Und dann bin ich doch ein bißel neugierig, zu sehen, wie's da droben ausschaut. Obendrein ist keine Mama da, der man die Hand abschlecken muß.“

Ostwald lachte über dieses Motiv zu einem Besuch.

Da Schaffranek ihn nicht mehr losließ, folgte er ihm schließlich. Warum nicht? Klemptner hatte ihn so dringend eingeladen, daß es fast unhöflich gewesen wäre, der Aufforderung nicht Folge zu leisten.

So stiegen sie zusammen die drei schmalen, steilen Treppen hinauf bis zu der Tür, die den Namen Klemptner trug.



Aus allen Küchen duftete es sonntäglich, und auch hier, als ihnen der dienstbare Geist die Tür öffnete, empfing sie Bratengeruch.

Das Mädchen ließ sie in ein Speisezimmer treten, das hier, wie in so vielen anderen Wohnungen des Mittelstandes, auch den Salon vorzustellen hatte.

Sofort kam Fräulein Klemperer in einer Toilette, die zwar nett, aber augenscheinlich nicht zum Empfang von Besuchen berechnet war. Ihre majestätische Kopfkrone schien viel zu festlich für diesen Anzug.

„Küss' die Hand, Fräul'n Dolores,“ grüßte Schaffranek vertraulich.

„Bitte — Marie,“ verbesserte sie rasch. „Dolores darf nur der Papa sagen. Bei Ihnen wär's eh nur Frozzelei. — Bitte, Herr Doktor, wollen Sie Platz nehmen. Der Vater kommt gewiß bald.“

„Es eilt nicht,“ versicherte Schaffranek. „Wir sind zufrieden, Sie zu treffen.“

Er setzte sich nicht zu Ostwald und dem jungen Mädchen, die auf zwei Sesseln Platz nahmen, zwischen denen ein Rauchtischchen stand, sondern ging im Zimmer herum, alles in Augenschein nehmend: den Mischeltisch, auf dem so viele Bücher in Goldschnitt und Prachtwerke lagen, daß man sicher annehmen konnte, daß hier gar nicht wirklich gespeist wurde, das schön geschnitzte Büfett an der Längswand mit seinen Silber- und Porzellanschätzen, den Mignonflügel, der gegen die andere Zimmerdecke zu stand. Auf dem Pfeilertisch zwischen den Fenstern stand ein Bild in einem Bronzerahmen, das er aufhob und besichtigte. Es stellte eine junge Dame im Ballkleid vor.

„Die Mama,“ sagte Fräulein Maria Dolores.

„Sapperlot, war die hübsch!“ anerkannte Schaffranek. „An dieses Vorbild hätten Sie sich halten sollen, Fräulein!“

„Sie sind recht höflich, Schaffranek, das muß man Ihnen lassen!“ mengte sich Ostwald ein.

Fräulein Klempner sah aber gar nicht beleidigt aus. „Ja, wenn man sich's nach Belieben aussuchen könnt', das mit der Ähnlichkeit!“ seufzte sie. „Ich sähe selber lieber der Mama ähnlich. Aber das ist das wenigste. Wenn sie nur am Leben geblieben wäre!“

„Sie entbehren die Mutter sehr, Fräulein?“ fragte Ostwald.

„Und wie!“

„Na, gar so unangenehm ist es doch nicht für eine junge Dame,“ wandte Schaffranek ein, „unabhängig zu sein. Sie können tun und treiben, was Sie wollen!“

„Ich will doch aber gar nichts tun oder treiben!“ wehrte Fräulein Klempner erschrocken ab.

„Na, na — ein bißel werden Sie Ihre Freiheit schon ausnützen.“

„Wie so denn?“

„Liebesbriefe schreiben — rendezvousderln und so weiter.“

„Ich?“

„Warum denn nicht?“

„Herr Doktor,“ wandte sich das junge Mädchen an Ostwald. „Ist das in Gesellschaft üblich, daß man mit jungen Mädchen so spricht?“

„Nein, Fräulein, durchaus nicht,“ beruhigte Ostwald sie. „Herr Schaffranek meint das alles wohl auch nicht so schlimm. Er nimmt sich bloß die Freiheit heraus, Sie — wie man so sagt — steigen zu lassen.“

„Wirklich, ich bin dumm, mich zu ärgern!“ meinte das junge Mädchen.

„Ich bin halt gar so wißbegierig,“ sagte Schaffranek. „Ich frag' so die jungen Damen immer.“

„Wozu?“ fragte Marie jetzt schnippisch. „Die Wahrheit sagt Ihnen doch keine!“

„Sehen Sie? Sie also auch nicht!“

„Ich hab' gar nichts zu sagen,“ entgegnete sie kurz, den Kopf zurückwerfend.

Ostwald konnte sehen, daß Schaffranek's Benehmen ihr tatsächlich mißfiel. „Den möcht' ich nicht bei Finanzrats einführen,“ dachte er.

Herr Klempler, der eben nach Hause kam, war ganz entzückt von dem Besuch, bot, wie Schaffranek erwartet hatte, seinen Vikör und Zigarren mit Leibbinden an und hatte nicht übel Lust, seine Tochter ans Klavier zu beordern. Doch sie wußte dem auszuweichen. Auch verschwand sie, als der Vater sich mit seinen Gästen niedergelassen hatte, und kam erst zum Abschied wieder zum Vorschein.

Klempler lud beide Herren wiederholt ein, einmal am Abend wiederzukommen zu „einem Butterbrot mit Musik“.

Schaffranek machte sich unterwegs darüber lustig. Er schwärme gar nicht für diese Kombination.

Ostwald stand noch mit dem jungen Bankbeamten an der Ecke der Kärntnerstraße, als er in einiger Entfernung Neck die Straße heraufkommen sah. Er trug heute einen Pelzrock, der ihn noch dicker erscheinen ließ und dessen Schöße offen um ihn flatterten. Ostwald war entschlossen, den Menschen zu übersehen, zumal der Pianist sich auf der Straße den Gruß gern schenkte. Doch heute, gerade als ahne er Ostwalds Absicht, hob er im Vorbeistreichen scheinbar verbindlich den Hut und blickte den anderen fest und wie diesem schien in besonderer Absicht ins Gesicht. Er wußte seinen Mienen dabei einen so triumphierenden und herausfordernden Ausdruck zu geben, daß Ostwald die

Galle stieg, und er mit dem Stoch auf ihn hätte losgehen mögen.

„Hat der ein arrogantes G'schau!“ sagte Schaffranek, Neck nachblickend. „Ich kenn' ihn längst vom Sehen. Tastendrescher natürlich! Ein unfehlbarer Psycholog war der alte Cäsar auch nicht. Die Dicken sind nicht immer harmlos. Ich kenne dicke Intriganten genug. Übrigens, was mir einfällt! Dem sein Aussehen stimmt ganz mit der Schilderung, die uns neulich die kleine Klempler von ihrem frechen Klaviermeister gegeben hat. Finden Sie nicht?“

Ostwald antwortete nichts. Er war innerlich noch immer mit dem Blick des Pianisten beschäftigt. Was in aller Welt bedeutete der höhnische Triumph, mit dem der Mensch ihn angeblickt hatte?

Er mußte sich gewaltsam beruhigen und seine innere Erregung mit Vernunftgründen dämpfen. Hatte dieser freche Blick des Pianisten denn irgend eine Beweiskraft? Der Mensch erblickte eben den Nebenbuhler in ihm, aber daß Marie ihm irgend ein Recht gegeben, das bewies sein auffälliges Gebaren noch lange nicht.

\* \* \*

Den ganzen Nachmittag kämpfte Ostwald wieder mit sich, ob er zu Thumbrechts gehen sollte; und als er sich endlich entschloß und hinaufging, standen Berna und Marie schon zum Theaterbesuch gerüstet da. Der Major hatte ihnen Karten gebracht und begleitete sie.

„Kommen Sie doch auch mit, Herr Doktor!“ forderte Berna ihn auf. „Vielleicht bekommen Sie an der Abendkasse noch einen Sitz.“

„Die Aussicht ist gering,“ meinte der Major. „Das Haus wird schon ausverkauft sein.“

„Mistieren Sie's nur und kommen Sie mit!“ lud auch Marie ihn ein. So begleitete er die drei zum Deutschen Volkstheater.

Auf dem Weg gesellte sich der Major zu Berna, und so fiel Marie ihm zu. Sie begann in ihrer unbefangenen heiteren Weise zu plaudern, die Ostwald wie gewöhnlich gefangen genommen hätte, wenn er den bössartigen Ausdruck im Blick des Pianisten hätte vergessen können.

„Wir wären heute lieber in die Oper gegangen, Berna und ich,“ sagte Marie. „Zum Fliegenden Holländer. Der dämonische Holländer hat es uns angetan. So muß ein Mann aussehen, um Eindruck zu machen!“

Ostwald lächelte etwas gezwungen, denn der Blick, womit Marie diese Worte begleitete, verriet ihre Meinung. Er wußte, er hatte ungefähr so einen Typus.

„Warum dann doch das leichte Lustspiel?“ fragte er.

„Der Major kann sich für die ‚neue Musik‘ nicht begeistern. Bei ihm ist nämlich der Wagner noch immer neu.“

„Lieben Sie Wagner, Fräulein Marie?“

„Natürlich. Das heißt, eigentlich ziehe ich Bizet vor,“ antwortete sie lachend. „Leichtere, süßere Musik. Aber wir sind ja zu Wagner erzogen worden — gedrillt förmlich.“

Heute beschwichtigte ihn nicht einmal die leichtflüssige Art, mit der sie ihre Bildung durchschimmern ließ. Seine Gedanken waren auf einen bestimmten Punkt gerichtet, und beinahe wider Willen fragte er: „Herr Red ist Wagnerianer?“

„Selbstverständlich! Gibt es denn heutzutage einen Musiker, der es nicht ist?“

„Armer Wagner! Um den Anhang beneid' ich ihn nicht!“

Marie lachte laut und herzlich auf. „Armer Red! Was haben Sie denn gegen ihn?“

Der Ton, in dem sie das fragte, konnte nicht ahnungsloser sein.

Doch heute genügte so etwas nicht mehr, um Ostwalds Argwohn einzuschlälern. „Er ist mir zuwider, weil er eine ekelhafte Frage hat,“ entgegnete er mit verhaltenem Ingrimm. „Finden Sie das denn nicht?“

„Wir sind ihn ja so gewohnt,“ antwortete sie leicht hin.

„Er erwidert meine Abneigung.“

„So?“ verwunderte sie sich. „Davon hab' ich noch gar nichts gemerkt.“

Kein Schatten von Befangenheit, von irgend etwas, was sie drückte! Er wünschte, daß sie weiter von Red reden sollte, und hätte es doch nicht vertragen. Sein Stolz verbot es ihm, sie länger auszuforschen, und der Gegenstand war ihm auch zu widertwärtig.

Wie hilflos und lächerlich wird der Mann in solchen Zweifelsnöten!

Marie fand leicht einen Übergang zu einem anderen Gegenstand und plauderte fort, bis sie vor dem Volkstheater ankamen.

Da standen schon eine Menge Menschen, und das Zuströmen der Theaterbesucher ließ auf ein volles Haus schließen. Es war auch wirklich kein Sitz mehr erhältlich.

Ostwald war darüber nicht einmal mißvergnügt. Er war ohnedies innerlich zu unruhig, um im Theater sitzen zu können.

Als er den dreien im Foyer seinen Mißerfolg an der Kasse mitteilte, schlug Marie ihre wundervollen Augen halb betrübt, halb tröstend zu ihm auf. „Schade!“ sagte sie leise.

Forschend hingen seine Augen an ihr, als wolle er ihr die Wahrheit wie mit Angelhaken aus dem Herzen ziehen. Konnten diese treuherzigen, seelenvollen Augen lügen? Neigte sie sich ihm zu oder wollte sie es bloß ihn glauben lassen, weil es ihr an der Zeit schien, einen Mann zu nehmen?

Daß auf dem Grunde dieser Augen ein Geheimnis schlummerte, dessen sie sich zu schämen hätte, das konnte er in diesem Augenblick wieder gar nicht glauben.

Warm erwiderten ihre Finger den nervösen Abschiedsdruck seiner Hand, und sie verzögerte das Hineingehen in den Theatersaal, bis der Major etwas ungeduldig dazu aufforderte. Noch ein letzter warmer Blick aus den herrlichen grauen Augen! Es sah wirklich so aus, als täte es ihr leid, ihn zurückzulassen. Und wie gern hätte er das geglaubt!

Aber selbst wenn sie ihm jetzt wirklich gut war, was half das, wenn einer wie Red ihr jemals etwas gewesen war? —

Der Major mußte doch über seine Bedenken schon hinausgekommen sein, sagte sich Ostwald, als er an diesem Winterabend seinem Gasthaus zuschritt, um sein Abendessen einzunehmen, sonst ginge er doch nicht mit den Schwestern ins Theater.

Bei dem war's freilich leichter. Es kam sonst niemand ins Haus, der ihm Zweifel erwecken konnte. Nur er hatte sich mit dieser Pein des Argwohns herumzuschlagen.

\* \* \*

„Gestern abend hat sich was Merkwürdiges begeben,“ erzählte ihm Schaffranek einige Zeit nachher. „Merkwürdig für mich. Und bei anderen jungen Leuten kommt es auch wohl selten vor. Ich war eine Stunde

allein mit einem jungen Mädchen, und es ist mir nicht eingefallen, mir irgend eine Freiheit herauszunehmen.“

„Das war wahrscheinlich Fräulein Klemptner,“ sagte Ostwald.

„Ja. Von dem Mädels geht halt so ein Hauch von Anständigkeit aus, und das fühlt niemand so deutlich wie gerade ich. Ich merk' es ganz genau, wenn die Mädels so tun, als ob sie von meinen Reden entsetzt wären, sie im Grund aber recht gern hören. Bei der Klemptner ist für mich nichts zu holen. Die hat einen anderen im Kopf. Über den hat sie mich recht schlau ausgefragt. Die Eva steckt eben in jeder, auch in denen, denen man's nicht zutraut. Ob seine Eltern noch leben, ob er Geschwister hat, ob er gern Bratwürstl isst —“

„Jetzt geraten Sie ins Phantasieren!“

„Nein, im Ernst, Doktor. Essen Sie gern Bratwürstl? Sie sind nämlich das geheime Ideal dieser Mädchenseele. Denken Sie, ein Mädchen mit dreiundzwanzig, das sicher noch keine Herzensaffäre gehabt hat! Wo findet man das wieder?“

„Ja, wo fand man das wieder? Bei Marie Thumbrecht sicher nicht! —“

Auf Viktor Schaffraneks angebliche Beobachtungen legte Ostwald übrigens nicht das geringste Gewicht. Es war auch nicht der Tochter wegen, daß er sich eines Nachmittags entschloß, Klemptners zu besuchen. Er ging gerade vorbei und hatte Herrn Klemptner in seiner Konkursangelegenheit etwas mitzuteilen.

Schon im Vorzimmer vernahm er rauschende Klänge, doch als er in Klemptners Zimmer trat, einem einfenstrigen Kabinett zwischen dem Esszimmer und seinem Schlafkabinett, verstummte drinnen das Klavier sofort.

Herr Klemptner erhob sich von seinem Schreibtisch



und kam ihm mit geräuschvoller Begrüßung entgegen. Er bezeugte sogar ein wenig zu viel Freude und wollte nicht bemerken, daß Ostwald sich trocken an die Geschäftssache hielt.

Als diese erledigt war, äußerte er höfliches Bedauern darüber, das Fräulein im Klavierspiel gestört zu haben.

„Ja, das ist halt nicht anders zu machen,“ meinte Klempler achselzuckend. „Wenn jemand zu mir kommt, muß sie aufhören. Man kann nicht über Kaffeepreise sprechen, während drinnen gespielt wird. — Dolores, wo stedsst du denn?“ rief er, die Tür öffnend.

Ostwald mußte mit ihm ins Eßzimmer. Da war das junge Mädchen nicht. Doch im Nebenzimmer, in das Herr Klempler den Besucher unbedenklich führte, saß sie am Fenstertisch bei einer Arbeit.

„Vorhin hab' ich Sie im Klavierspielen unterbrochen,“ entschuldigte sich Ostwald, „und jetzt störe ich Sie wieder im Malen, wie ich sehe.“

„Ja, die ist keine Minute müßig!“ sagte Klempler stolz. „Hat sie von mir! Ich bin auch so eine tätige Natur! — Porzellanmalerei!“ erklärte er wichtig. — „Was malst du denn grad? Einen Dekorationsteller? Laß schauen! Gar nicht übel!“

Von Mariens Arbeit war noch nicht viel zu gewahren, aber der weißblaue Teller, der ihr als Musterdiente, zeigte ein junges Mädchen mit einem Zweispitz auf dem Kopf. Dieses stöckige Stirnhaar und diese lachenden Augen erblickte Ostwald mit Staunen und Bestremden. Er konnte sich beinahe nicht täuschen. Das Bild hatte eine gar zu große Ähnlichkeit mit — Marie Thumbrecht.

Klempler betrachtete den Musterteller wohlgefällig. „Wo hast denn das her? Vermutlich ein Phantasielkopf?“

„Nein, die lebt,“ antwortete Marie gleichmütig. „Meine Lehrerin hat den Teller nach einer Photographie gemalt, die ein Amateur von einer jungen Dame gemacht hat. Es ist ein so hübscher Kopf. Darum kopiere ich ihn.“

„Lebt also!“ stellte Klemperer fest. „Für Phantasie ist der Blick zu individuell! Hübsch — sehr hübsch! — Finden Sie nicht, Doktor? Eine blonde Delila!“

„Delila?“ wiederholte Marie zweifelnd.

„Ja, dazu braucht es nicht viel Charakterkenntnis, um sich vorzustellen, was für ein Menschenkind das ist. A bisserl a Lieb und a bisserl a Treu und a bisserl a Falschheit is a dabei,“ versuchte er zu trällern.

„Meinst du?“ fragte die Tochter nachdenklich. „Ja, ich hab’ mir sie auch schon so charakterisiert: Lieb und leichtsinnig! Aber wer weiß, ob es stimmt.“

Ostwald hatte auffahren wollen, denn es ärgerte ihn, diejenige, die er liebte, so kennzeichnen zu hören, allein er hielt sich zurück und sagte kein Wort. Wußte er denn, ob sie nicht wirklich leichtsinnig war?

Und wer mochte nun wieder der Amateur sein, der das Bild gemacht hatte und so unbesonnen in Umlauf setzte? Gab es da noch jemand, den er nicht kannte?

Zuletzt fiel ihm bei einigem Nachsinnen ein, daß Thumbrechts im Salon Amateurphotographien genug herumstehen hatten, und er glaubte sich zu erinnern, daß es Cäsar Brang war, der sie machte.

Die Geschichte war dann also ziemlich harmlos.

Aber daß das Bild so in der Welt herumliefe, und jeder seine Bemerkungen darüber machen konnte! „Delila!“ hatte Klemperer auf den ersten Blick gesagt. „Lieb und leichtsinnig!“ die Tochter.

Es war eine unbedeutende Sache, und doch trug

sie merklich zu der Verstimmung bei, die Ostwald in den nächsten Tagen nicht losließ.

\* \* \*

Der Zufall wollte es, daß er eines Abends, als er sich eben in sein Gasthaus begeben wollte, wieder Herr Klempler traf, der ihn nicht mehr losließ. Er sollte mit ihm hinaufkommen in seine Wohnung auf ein Butterbrot und eine Schale Tee.

„Der Herr Schaffranek hat uns gesagt, daß Sie sehr musikalisch sind. Meine Tochter soll Ihnen was vormusizieren. Hat mich Geld genug gekostet — ihr Klavierspiel. Sie vergräbt ihre Kunst ja bloß. Sie könnte Konzerte geben und spielt nur für —“

„Für sich!“ sagte Ostwald.

„Na, so soll sie halt einmal vor jemand anderem spielen. Und Sie singen, hat uns der Schaffranek gesagt. Meine Tochter hat gleich bei Ihren ersten Worten gemerkt, daß Sie einen schönen Bariton haben müssen.“

„Sie irren sich, ich singe schon jahrelang nicht mehr!“ beteuerte Ostwald.

„Ja, ich kann mir's denken, daß einem die Paraphen dazu die Lust benehmen. Aber warum wollen Sie sich nicht einmal was vorspielen lassen?“

Um nicht unhöflich zu sein, ging Ostwald schließlich mit dem Kaffeeagenten. Es war ja wahr, ein wenig gute Musik tat ihm heute abend not, und zu Thumbrechts wollte er nicht gehen.

Als Klempler seinen Gast mit triumphierender Miene ins Zimmer führte, gewahrte Ostwald auf dem Gesicht der sie empfangenden Tochter eine gewisse Angftlichkeit, die deutlich bekundete, daß sie wußte, der Papa pflege seine Gäste etwas gewaltsam zu kapern.

Da er ihr diese Befürchtung von der Stirne las, war er gutmütig genug, ihr zu versichern, daß er sich geradezu danach sehne, Beethoven zu hören.

„Da treffen Sie's gut!“ lachte Klempler. „Die Dolores ist ja die reine Beethovennärrin. Daher kommt es, daß ich von ihrem Klavierspiel sehr wenig hab'. Mir wär' etwas Strauß lieber.“

Wie immer empfand Ostwald ein gewisses Mitgefühl mit dem jungen Mädchen, das sichtlich feinfühler war und unter den Manieren und Reden ihres Vaters, die nicht immer großes Zartgefühl bekundeten, leiden mußte.

Das Abendbrot bestand wirklich, wie Klempler es gesagt, aus Butterbrot und Tee. Nur daß noch Aufschnitt, Käse und sogar Kaviar dabei war.

Hätte Schaffranek den Kaviar sehen können, so würde er daraus sicher den Schluß gezogen haben, Klempler müsse ernste Absichten auf den Doktor haben.

Das junge Mädchen aber gehörte sichtlich nicht zu denen, die einen jeden ledigen Mann, der ins Haus kam, gleich als Freier betrachteten.

Sie hatte das auch nicht nötig. Ihm selbst war sie ja auf den ersten Blick reizlos erschienen, aber wenn man sie in ihren vier Wänden sah, wo die schlanke jugendliche Gestalt in dem engen Rahmen noch höher aussah, als sie war, mit ihrer stolzen Flechtenkrone, da gewann sie zusehends.

Und dann hatte sie so etwas Gediegenes, Ehrenfestes. Da war nichts Gemachtes, nichts Angetünchtes; sie gab sich, wie sie war. Man brauchte nicht zu fürchten, daß etwas ganz anderes in ihr stecke. Sie mußte viel angeborenen Charakter haben, daß der windige Papa, der so gern oben hinaus wollte, es nicht vermocht hatte, aus ihr ein eitles, eingebildetes Ding zu machen.

In seiner heutigen Stimmung fand Ostwald Herrn Klempler ziemlich lästig. „Ich wäre wirklich lieber mit der Tochter allein,“ dachte er. „Die hat eine wohlthuende Art, zu schweigen und zu sprechen, während die Gesprächigkeit des Vaters immer unangenehmer Art ist.“

Raum waren sie mit dem Essen fertig, forderte Ostwald das junge Mädchen denn auch auf, das Versprechen, das ihr Vater für sie gegeben, zu erfüllen.

Marie setzte sich ans Klavier, ohne die Klavierlampen anzuzünden und ohne Noten aufs Pult zu legen. Sie fragte Ostwald bloß, was sie spielen sollte.

Er nannte aufs Geratewohl die fünfte Sonate, und schon erklangen die wohlbekanntesten ersten Läufe.

Ostwald gehörte zu den wenigen sehr musikalischen Menschen, die keinerlei Drang in sich verspüren, die Musik selbsttätig auszuüben. Auch er hatte früher Klavier spielen gelernt, aber er trieb sich damals lieber im Freien herum. Später im Gymnasium hatte er einen sehr musikalischen Kollegen, dem er stundenlang zuhörte, wodurch er die Meisterwerke alle so gut kennen lernte, als ob er sie selbst hundertmal gespielt hätte.

Er besaß auch Urteil genug, um die Leistungen anderer bewerten zu können, und er wußte nach den ersten Minuten, daß Marie Klempler außerordentlich gut spielte, weit besser, als der Vater ahnte. Sie riß Ostwald auf der Flut von Tönen mit sich fort. Seine Sorgen und Beunruhigungen fielen von ihm ab. Die Seele badete sich in den berausenden Klangwellen und wurde wieder leicht und frei.

„Nicht wahr, so eine Hausmusikantin zu haben, ist famos?“ fragte Klempler, als der letzte Akkord verhallt war, wohlgefällig. „Wünschen Sie noch so eine

Sonate? Sie kann alle auswendig. Sie kann überhaupt alles auswendig.“

Nach einer Pause spielte Marie die Mondschinsonate — in einer Weise, daß Ostwald bei sich dachte, wie gut es doch sei, daß Klempler so gar nichts davon verstand. Hätte er eine Ahnung gehabt, wie selten eine solche Auffassung und Durchdringung, eine solche Meisterschaft der Wiedergabe sei, er würde sie totgequält haben, um sie aufs Podium hinaufzubringen.

Das war nun freilich etwas anderes als das Musiktalent Marie Thumbrechts, so geläufig die und Berna auch spielten, und so musikalische Naturen sie auch hatten. Ihrer Natur entsprach ein Straußscher Walzer besser.

Klempler merkte, daß der Gast von dem musikalischen Vortrag seiner Tochter einen ziemlich starken Eindruck gewann. Nun also! Vielleicht erwies sich die Musik als der Köder, auf den der Fisch anbiß.

Als Ostwald fortging, lud er ihn in dringender Weise ein, jede Woche wenigstens einen Abend bei ihnen zuzubringen, um Musik zu hören.

Er wollte auch gleich einen Abend bestimmen, doch Ostwald war nicht geneigt, eine solche Verpflichtung einzugehen. Das Mädchen war ja unstreitig harmlos, aber der Vater würde sein häufigeres Wiederkommen doch nur in seinem Sinn auffassen.

\* \* \*

Über einem verwickelten Prozeß brütend, saß Ostwald in seiner Kanzlei, als sein Diener eintrat und ihm eine Karte reichte. Major Fabrizius! Was wollte denn der?

„Führen Sie den Herrn Major herein, Schneider!“

Von einer unbestimmten Erregung erfaßt, ging er dem Eintretenden entgegen, denn nun machte ihn

schon alles nervös, was nur irgendwie mit Thumbrechts zusammenhing.

Fabrizius trat säbelfirrend ein, in vollem Wicks, und in seiner Haltung lag etwas, das von seinem gewöhnlichen Wesen abstach.

Mit beinahe geräuschvoller Herzlichkeit begrüßte ihn Ostwald und wies ihm einen Sessel ihm gegenüber an.

„Sie wundern sich wahrscheinlich, mich bei sich zu sehen,“ begann der Major nach einigem Zaudern und durchaus nicht unbefangen wie sonst. „Sie denken: da muß ja was los sein. — Ja, ja, Sie haben recht. Hoffentlich lachen Sie mich nicht aus. Ich bin nämlich hergekommen, um Ihnen mitzuteilen, daß ich mich demnächst mit Berna Thumbrecht verloben werde. Im Grund bin ich schon verlobt, nur offiziell ist es noch nicht.“

„Also doch!“ entfuhr es Ostwald.

Fabrizius nickte mit dem Kopf. „Also doch!“ wiederholte er. „Ihr Ausruf bietet mir die Anknüpfung an das, was ich Ihnen sagen will.“

„Lassen Sie mich Ihnen wenigstens vorher gratulieren!“ rief Ostwald, die Hand ausstreckend.

Fabrizius ergriff und schüttelte sie, ließ jedoch seinen Gedankengang nicht fahren. „Also doch! Nach mancherlei Bedenken und langem Zaudern — nach alledem, was ich Ihnen vor kurzem gesagt habe.“

Ostwald begriff, daß es ihn bedrückte, ihm damals seine Zweifel mitgeteilt zu haben. Wenn er zu jener Zeit schon gewußt hätte, wie sein Entschluß ausfallen würde, hätte er wahrscheinlich nichts gesagt.

„Wenn Sie sich entschlossen haben, Herr Major,“ half er ihm, „dann steht es für mich eben fest, daß kein Grund vorhanden war, der einen Ehrenmann zwingen würde, sich zurückzuziehen.“

„So ist es!“ stimmte Fabrizious zu. „Es ist mir nicht leicht geworden, denn so viel steht ja fest: es wird stark in Flirt gemacht in der Familie. Ich bediene mich absichtlich dieses modernen Ausdrucks, der mir im Grunde recht verhaßt ist, denn er erklärt alles. Was man den Mädchen heutzutage erlaubt, was unter den Augen der Eltern vor sich geht, schon das ist für den künftigen Ehemann nicht angenehm. Ich mußte wissen, daß eine gewisse Grenze nicht überschritten wurde — nicht bloß der Uniform wegen, die ich ja bald ausziehe, sondern um meiner selbst willen. Nun — sie hat mir jetzt ihr ganzes Leben erzählt, mir rüchhaltlos gebeichtet. Sie war zweimal verlobt, sie hat sich den Hof machen lassen, ist angebetet worden und hat — zu lieben geglaubt. Du lieber Himmel, es wäre wohl zu anspruchsvoll von mir, wollte ich verlangen, daß ich ihr das erste Herzklopfen erregt. Aber ich habe mich überzeugt, daß sie bei diesen Liebeleien ihrer Mädchenehre nichts vergeben hat, und darum allein handelt es sich. Ich fühle und weiß, daß sie mir nichts verheimlicht hat, daß ein Mann von Ehre ihr die Hand unbedenklich reichen darf. Ich vertraue Berna jetzt gänzlich und werde sie jedem gegenüber verteidigen.“

„Mir gegenüber brauchen Sie das nicht,“ versicherte Ostwald. „Ich freue mich, daß Sie Ihre Gedanken über Bord werfen durften.“

„Es hat sich bei mir nur um die Vergangenheit gehandelt. Der Zukunft bin ich sicher. Auch kokett angelegte Mädchen kommen schließlich auf einen Punkt, wo die Geschichte ihnen sad wird. Berna hatte die Ungewißheit ihres Lebens längst satt. Sie wünschte sich einen sicheren Hafen. Wenn wir einmal verheiratet sind, fürchte ich gar nichts mehr. Natürlich möchte ich das nicht als Norm aufstellen. Ich traue



Berna für die Zukunft das Beste zu, aber im allgemeinen würde ich nicht annehmen, daß die Ehe immer eine solche Veränderung hervorbringt.“

Ostwald empfand den unbestimmten Eindruck, daß diese Worte an seine Adresse gerichtet waren. „Sie haben damals — Sie wissen doch noch! — die Frage aufgestellt,“ begann er, „ob wir jemals verwandt werden würden. Der erste Schritt dazu wäre ja getan.“

Fabrizius blieb ernst. Eine Falte zog sich auf seiner Stirn zusammen, und er antwortete ausweichend: „Wir werden ja sehen.“

Es lag auf der Hand: die Anspielung darauf, daß Ostwald sein Beispiel befolgen könnte, berührte den Major peinlich. Er brach auch seinen Besuch kurz ab. Sein ganzes Verhalten sagte Ostwald in klarer Weise: „Betrachte meinen Entschluß nicht als eine Aufforderung, es mir nachzutun!“

Warum? Mehr als Berna würde doch auch Marie nicht auf dem Gewissen haben! Warum also dieses Ausweichen?

\* \* \*

Einige Tage darauf erhielt Ostwald die Verlobungsanzeige, und nun machte er sich auf den Weg, um persönlich bei Thumbrechts zu gratulieren.

Er wählte dazu den Sonntagnachmittag.

Marie kam ihm schon im Vorzimmer entgegen, in strahlendster Heiterkeit reichte sie ihm die Hand in einer Weise, daß er sie an die Lippen führen mußte, und als er's tat, traf ihn ein Blick aus ihren bestrickenden Augen, der es dem Kältesten angetan hätte.

Aber seine ganze Wirkung übte dieser Blick doch nicht auf Ostwald, denn er war nicht mehr sicher, daß er ein unbewußter Ausfluß ihres Inneren war.

„Was sagen Sie zu der Verlobung?“ fragte sie. „Den Major konnte man sich kaum als Bräutigam denken — nicht wahr? Wir werden jetzt alle furchtbar gefest werden müssen. Bei der Berna fängt es schon an. Die ist nicht mehr zum Erkennen.“

In der That, als Ostwald der Braut gegenübertrat, staunte er über die Veränderung, die mit ihr vorgegangen war. Sie schien eine ganz andere geworden zu sein. Ihre Schönheit hatte förmlich etwas Hoheitsvolles, Verkärtes angenommen. Ihre seelenvollen blauen Augen strahlten vor Glück. Liebte sie Fabrizio so sehr, oder war es Genugthuung darüber, daß sie nun in ein sicheres Fahrwasser lenkte, was sie so durchleuchtete?

Diese merkwürdige Umwandlung in Bernas Wesen bewies, daß der Major nichts zu Gewagtes unternahm. Berna würde gewiß alle Leichtlebigkeit ablegen und sich dem Gatten und seiner Stellung anbequemen. Was für eine entzückende und beglückende Frau mußte sie dann abgeben!

Auch der Finanzrat und die Finanzrätin waren sichtlich von dieser Verlobung beglückt, in einem Grade, der beinahe befremdete. So schwer also waren die Mädchen anzubringen, daß ein Wesen wie Berna, das für die hervorragendste Stellung gepaßt hätte, überglücklich sein mußte, weil ein Mann sich endlich dazu bequemte, sie heimzuführen?

Wie gewöhnlich waren auch die drei Fräulein v. Hossensthal anwesend und Cäsar Brang, der sich aber auffällig still verhielt.

Da Ostwald zufällig hörte, wie er mit Ulla etwas vom Photographieren sprach, kam ihm eine Erinnerung. Er wandte sich an Marie: „Wissen Sie, Fräulein, daß ich Ihr Bild bei Bekannten auf einem Porzellanteller gemalt gesehen habe?“ fragte er.

„Bei Bekannten von mir?“ fragte sie gleichmütig.

„Nein, bei Menschen, die Sie absolut nicht kennen. Ein Bild, auf dem Sie auf dem Kopf einen Zweispitz tragen und schelmisch lächeln. Es soll nach einem Amateurbild gemalt sein.“

„Den Amateur wer'n m'r gleich haben!“ lachte Marie. „Ich kenn' zum Glück bloß ein einziges Exemplar, das einen hinterrücks abknipst.“ Mit einem Wink rief sie den jungen Juristen heran. „Sie, Cäsar, was ist denn das für eine Wirttschaft?“ fragte sie ihn mit nur halb ernst gemeinter Strenge. „Mein Bild treibt sich da auf Porzellantellern herum! — Es ist mit dem Menschen nicht auszuhalten,“ klagte sie Ostwald. „Er kommt, sieht und — photographiert. Das Kostüm vom vorigen Fasching,“ erklärte sie — „das mit dem Zweispitz.“

„Ich leugne alles!“ sagte der junge Mann. „Erstens hab' ich Sie gar nicht gekodakt, zweitens hab' ich das Bild niemand gezeigt, und drittens kann's nur von Fräulein Posselt stammen. Die geht ja herum und klaubt sich überall Malvorlagen zusammen für ihre Bakerei. Was macht's denn aber, wenn sie Sie gemalt hat?“

„Ohne meine Einwilligung dürfen Sie doch mein Bild nicht hergeben!“

„Aber Fräulein Molly, was kann Ihnen denn dran liegen, wenn die alte Schachtel Sie malt? Es ist doch gar nichts dabei. Es ist ja bloß das Inkroyablebild!“

Bloß das Inkroyablebild!

Unwillkürlich warf Marie einen raschen Blick auf Ostwald, ob er diese Worte vernommen und aufgefaßt hatte, und Ostwald wollte schon die Lippen öffnen und mit wehem Scherz fragen, ob es noch andere, weniger harmlose Bilder gäbe, doch er brachte kein

so ruhig wie möglich. „Er muß irgend etwas falsch aufgefaßt haben. Er wird schon wieder gut werden.“

„Und wenn nicht, so ist es auch kein Unglück!“ äußerte er schroff.

„Finden Sie?“ lachte sie unbefangen.

Aber in diesem Augenblick wurde sie von einer der Tanten gerufen. Sie mußte über irgend etwas Auskunft geben, und als sie sich entfernte, warf Ulla hin: „Mir scheint, der Major hat ihn ausgemerzt. Der hat schon das Zeug, einen Augiasstall zu säubern.“

Dieses Mädchen wußte offenbar verschiedenes. Aber so sehr er darauf brannte, er wollte sie nicht ausfragen. Beim Major hingegen konnte er sich recht wohl erkundigen, was da vorgefallen sei. Doch ihm schien es, als weiche ihm Fabrizio aus, so daß er nicht an ihn heran konnte.

Thumbrechts forderten Ostwald selbstverständlich auf, zum Abendbrot zu bleiben, doch ihm paßte es nicht, weil er nicht in der Laune war und auch deshalb, weil ihn der Baron und der junge Student genierten. Erst heute fiel es ihm auf, daß man, wenn Cäsar Brang anwesend war, nicht zwei Worte mit Marie sprechen konnte, ohne daß er sich einmengte.

Die bissigen Bemerkungen, die Brang fortwährend mit halber Stimme gegen den Baron losließ, bekundeten klar, daß sie der Eifersucht entsprangen. Ostwald aber fand es höchst unangenehm, daß es sich der junge Mensch herausnahm, einen anderen Besucher der Familie beinahe laut zu verhöhnen.

Ohne sich aufhalten zu lassen, verabschiedete sich Ostwald, ehe es zu Tisch ging.

Marie begleitete ihn hinaus, ihm liebenswürdige Vorwürfe über seine Fahnenflucht machend. Sie sah in diesem Augenblick so getränkt aus, daß Ostwald schon

im Begriff war, irgend ein Wort zu sprechen, das ihn vielleicht verraten hätte, als sich eine der Bordertüren aufthat, und Cäsar Brang herauslugte. Es sah ganz so aus, als frage er: „Was macht ihr denn da so lange?“

Es war ein höchst auffälliges Benehmen, dessen schlechten Eindruck Ostwald mit sich hinwegnahm.

Daß der junge Mensch in Marie verschossen war, nahm ihn nicht wunder, aber er zeigte seine Eifersucht so deutlich, als ob er Rechte habe. Doch über diesen grünen Jungen würde er sich nicht auch noch den Kopf zerbrechen.

Langsam sanken dichte Schneeflocken, einen weißlichen Schimmer in das Abenddunkel bringend.

Red kam also nicht mehr ins Haus! Aber gerade das bewirkte, daß Ostwald einsah, der Pianist sei der wirkliche Stein des Anstoßes auf seinem Weg.

Die erste Amtshandlung des Majors als künftiger Schwiegersohn des Hauses war also die gewesen, Red den Laufpaß zu geben. Was bedeutete das anders, als daß auch er gegen den Pianisten Verdacht gefaßt hatte? Denselben Verdacht wie er! Um Berna konnte es sich dabei nicht handeln. Er fühlte, es handelte sich um Marie.

\* \* \*

Klempner hatte Ostwald wieder für einen Abend eingeladen, und um sich von seinen quälenden Gedanken zu befreien, ging er hin.

Der Kaffeeagent hatte ihm mitgeteilt, er würde um sieben Uhr schon zu Hause sein, doch bei seiner Ankunft fand Ostwald nur die Tochter vor, die sich eben damit beschäftigte, den Abendtisch zu decken.

In dieser Wohnung schien sich ein friedlicher Hauch auf Ostwald herabzusinken. Dieses sanfte blonde Mäd-

chen würde dem, der sie erwählte, nicht so viel Kopf- und Herzerbrechen machen.

Auf Klemptner wartend, ließen sie sich in die beiden Sessel zu beiden Seiten des Rauchtischchens nieder.

„Sie müssen mir heute recht viel spielen, Fräulein,“ sagte er, sich mit der Hand über den Kopf fahrend.

„Gern. Aber Sie scheinen Kopfschmerzen zu haben.“

„Die weichen Ihrer Musik. Sie spielen wie eine Auserwählte.“

„Bitte, sagen Sie nur so was nicht vorm Papa,“ bat sie eifrig. „Er darf es nicht ahnen, daß ich besser spiele, wie man so durchschnittlich spielt, sonst —“

„Seien Sie ganz ruhig! Von mir hört Ihr Herr Vater nichts! Aber er hat doch ohnehin eine so große Idee von Ihrer Künstlerchaft!“

„Das sagt er bloß so, aber er meint es nicht wirklich, weil ich eben nur bei einem Fräulein gelernt hab'. Der Papa stellt innerlich mein Malen und mein Spielen auf eine Stufe. Das Malen ist ihm sogar lieber, weil es ihn nicht stört.“

Ostwald mußte über den Mann lachen, der seine Tochter als Künstlerin ausrief, und dabei keine Ahnung hatte, daß sie es tatsächlich war.

„Vom Malen verstehe wieder ich nichts,“ bemerkte er heiter. „Vielleicht sind Sie auch darin Künstlerin?“

„Nein, das ist blutiger Dilettantismus. Wenn man auch zwei gleiche Talente hätte, könnte man sie doch kaum in gleicher Weise entwickeln.“

„Ist Ihr Teller schon fertig?“

„Der — wird gar nicht fertig. Ich hab' ihn aufgegeben und das Muster meinem Fräulein zurückgegeben.“

„Warum das?“

„Der Gesichtsausdruck wäre mir zu schwer. Haben

Sie bemerkt, wie die lächelt? Wenn ich mir immer das Lächeln anschauen und dabei denken soll, vielleicht ist sie wirklich so eine Delila, wie der Papa gesagt hat —“

„Haben Sie Anhaltspunkte dafür?“ fragte Ostwald mit einem erzwungenen Lächeln.

„Nein,“ antwortete Marie. „Aber man kann einem doch den Charakter vom Gesicht herunter lesen.“

„Ich denke nicht, daß uns die Erkenntnis unserer Mitmenschen so leicht gemacht wird,“ entgegnete er herb.

Sie hörte den schmerzlichen Ton seiner Stimme, sah ihn schüchtern an und flüsterte: „Ich geh’ was spielen.“

Schon saß sie am Klavier, und schon umflossen ihn auch weiche Tontwellen.

Herr Klemperer trat erst ein, als die letzten Töne verhallten.

Händereibend — man wußte nicht, ob wegen der Kälte oder aus Zufriedenheit, den Doktor wirklich da zu finden — trat er ein und fing sogleich an, mit scherzhaft sein sollenden Bemerkungen um sich zu werfen, wie gut es doch ein Mann hätte, dem allabendlich so eine Kammervirtuosin zur Verfügung stünde. Man konnte nicht plumper sagen: Du solltest meine Tochter heiraten!

Das junge Mädchen, das immer sehr ruhig und gelassen war, wenn ihr Vater nicht da war, wurde sofort unruhig, wenn er ins Zimmer trat, und bei seinen taktlosen Anspielungen blickte sie ihn entsetzt und flehend aus den großen braunen Augen an, ohne daß er auf diese stummen Bitten zu achten geruhte.

Sie tat Ostwald leid.

Doch Klemperer war nicht so leicht zum Schweigen

zu bringen. „Ich sage immer, meine Dolores muß einen Mann kriegen, der passiv musikalisch ist,“ fuhr er in seiner selbstgefälligen Art fort. „Denn aktiv ist sie es selbst genug, und zwei aktive Musikseelen in einem Haus — das ist zu viel.“

Man setzte sich eben zu Tisch, als sich die Tür öffnete, und Viktor Schaffranek erschien.

„Schöne Seelen treffen sich zu Wasser und zu Lande!“ rief er, als er Ostwald gewahrte.

„Kommen Sie auch, sich von meiner Tochter was vorspielen zu lassen?“ fragte Klempler beinahe spöttisch.

„Gott behüte! Von mir aus kann sie das Klavier absperren,“ erwiderte Schaffranek, den Doktor etwas ironisch musternd. Hatte der angebissen? — „Ich komme, weil ich nirgends so guten Tee zu trinken krieg’ wie hier,“ erklärte er. „Und guter Tee ist meine Leidenschaft.“

„Auch nicht ganz ungefährlich!“ spöttelte Klempler. — „Na also, gieß noch einen halben Liter Wasser nach, Dolores. Ich kann Ihnen nicht helfen, Herr Schaffranek, gespielt wird! Die beiden da sind zu sehr drauf veressen. Wir Nichtmusikalischen können uns ja mit einer Partie Schach trösten.“

Das war nun gerade nicht Schaffraneks Absicht gewesen. Ohne daß er sich’s gestehen wollte, übte das blonde Mädchen doch eine gewisse Anziehungskraft auf ihn aus. Er kam ihretwegen, und Klempler war ihm ausgesprochen unangenehm. Aber was sollte er machen?

Er spielte also mit Klempler Schach, und es machte ihm schließlich Spaß, wie der Kaffeegast immer, wenn er einen günstigen Zug getan zu haben glaubte, ein Triumphgeschrei ausstieß und tat, als hätte er die Partie schon gewonnen, während er schließlich doch matt gesetzt wurde.



Als der junge Mann später mit Ostwald zusammen fortging, leugnete er gar nicht mehr, der Tochter wegen gekommen zu sein.

„Man gewöhnt sich an das Mädel,“ meinte er. „Aber geben Sie nur acht, Doktor! Der hebt plötzlich die Hände auf zum Segnen wie eine Mama aus den Fliegenden Blättern. Ja, ganz gewiß! Wenn Sie noch ein paarmal da oben mit Musikbegleitung speisen, und dann nachher infolge von Satttheit oder Musikbetäubung in einen Zustand verminderter Widerstandsfähigkeit geraten, gibt er Ihnen heimtückisch seinen Segen.“

„Es wäre wohl nicht das Schlimmste, was einem begegnen könnte,“ versetzte Ostwald.

\* \* \*

Es ging nun nicht länger. Er mußte den Major sprechen.

Am nächsten Abend entschloß er sich, zu Thumbrechts hinaufzugehen, wo Fabrizious jetzt jedenfalls allabendlich zu finden war.

Zu seinem Befremden fand er nicht nur Fabrizious, sondern auch den jungen Baron Raffigli vor, der Marie einen Wollstrang halten mußte, den sie eben aufwickelte.

Sie begrüßte Ostwald mit ihrer gewöhnlichen heiteren Freundlichkeit, aber sie blieb mit dem Baron abseits und mengte sich nicht in das allgemeine Gespräch.

Das war das erste Mal, daß sie in Ostwalds Anwesenheit einem anderen einige Aufmerksamkeit schenkte.

Aber sie flirtete nicht gerade mit Raffigli. Sie machte sich sogar den Spaß, den jungen Mann, der

ihr allerlei erzählen wollte, immer zu unterbrechen und so aus dem Konzept zu bringen.

Fabrizius rief denn auch streng hinüber: „Unterbrich doch den Baron nicht immer, Marie!“

Das war mit überflüssiger Unfreundlichkeit und Strenge gesagt, und Ostwald wunderte sich, daß Marie sich die Mühe gefallen ließ. Er bemerkte noch mehrmals, daß Fabrizious eine gewisse Neigung entwickelte, Marie zu bevormunden und zu erziehen, wie sie es bisher nicht gewohnt war, am wenigsten von ihrem Vater, der sich nie zu einem Tadel aufraffte.

Im allgemeinen schien Fabrizious für den Hausherrn die Bügel der Regierung ergriffen zu haben, und die Damen fügten sich ihm mit auffälliger Sanftmut. Doch hatte sich seine frühere Unruhe und Düsterei verloren, aus seinen dunklen Augen strahlte das Glück, ihn völlig verwandelnd. Es war auch kein Wunder, wenn man sah, wie Berna sich gegen ihn benahm! Es hatte nie eine hingebendere Braut gegeben.

Das fiel Ostwald wieder von neuem auf.

Auch das fiel ihm auf, daß Fabrizious den jungen Brang, als er auftauchte, mit so spöttischen Redensarten empfing, daß er bald darauf wieder verduftete.

„Strenges Regiment jetzt bei uns, nicht wahr?“ fragte Marie bei dieser Gelegenheit doch etwas ironisch.

Die Finanzrätin hingegen wagte gar nichts zu sagen.

Zufällig blieb Fabrizious heute nicht zum Abendessen bei Finanzrats. Als er aufbrach, schloß sich Ostwald ihm an, obgleich Marie ihn liebenswürdig aufforderte, zu bleiben.

Einesteils wollte er doch Fabrizious sprechen, und anderenteils blieb dieser Rastigli oben, und die Unterhaltung, die für den Baron eigens auf einen ihm

angepaßten Ton gestimmt wurde, behagte Ostwald recht wenig. —

Es war ein düsterer, kalter Winterabend. An den Ecken pfliff ein scharfer Wind. Die Herren schlugen ihre Kragen auf und schritten nebeneinander rasch durch den dunklen Abend dahin.

„Ist der jetzt oft oben?“ fragte Ostwald mürrisch.

„Manchmal.“

„Wie ist denn der auf einmal so in den Familienkreis hineingeschnitten?“

„Mein Schwiegervater hat ihn einmal eingeladen, und es hat ihm so gefallen, daß er immer wieder kommt.“

„Das glaub' ich. Aber was können Thumbrechts an ihm finden?“

„Ich weiß es nicht. Er ist wenigstens unschädlich.“

Das Wort mahnte Ostwald an den anderen, den Schädlichen.

„Wie ich höre, kommt Herr Red nicht mehr,“ begann er zaubernd. „Ist das Ihnen zu danken?“

Der Major brummte etwas Undeutliches in seinen Rockfragen.

„Haben Sie einen besonderen Grund gehabt, den Herrn — auszumerzen, wie Fräulein v. Hoffensthal sich ausdrückte?“

„Er war mir von je ein Dorn im Auge.“

„Also nicht — wegen Fräulein Marie? Erinnern Sie sich, Herr Major, Sie haben versprochen —“

Der Major fuhr nervös auf: „Fragen Sie mich nur nicht über die Marie!“ rief er ungeduldig. „Von mir werden Sie nichts erfahren.“

„Diese Verwahrung steht im Widerspruch zu dem, was Sie mir vor noch gar nicht langer Zeit gesagt haben. Und merken Sie denn nicht, daß Sie mich

gerade dadurch besonders unruhig machen? Denn was können Ihre Worte bedeuten? Doch nur das, daß Sie mir etwas verhehlen.“

„Ich kann Sie nicht hindern, es so aufzufassen,“ entgegnete der Major. „Wenn Sie indessen meine Ansicht hören wollen, so gebe ich sie Ihnen: schlagen Sie sich die Marie aus dem Kopf! Sie ist nichts für Sie. Sie müssen ein Mädel von einer anderen Rasse bekommen.“

„Von einer anderen Rasse?“

„Nehmen Sie sich eine, in deren Adern das Blut langsam fließt, irgend ein stilles Geschöpf, dem Sie blindlings vertrauen dürfen. Die Marie ist nichts für Sie — ich kann es nur wiederholen.“

„Herr Major, Sie scheinen nicht zu ahnen, wie sehr Sie jetzt den Leuten gleichen, die Wasser predigen und Wein trinken. Wenn ich Marie Thumbrecht heiraten wollte, wäre das nicht dasselbe, wie das, was Sie selbst tun?“

„Nein, es wäre nicht dasselbe,“ entgegnete der Major mit Betonung. „Ich kann Ihnen mehr nicht sagen. Ich hab' ja gar keine Veranlassung, Sie vor Schaden zu behüten, und jetzt, wo ich in die Familie Thumbrechts eintrete, warne ich Sie nur deshalb vor einem unbesonnenen Schritt, den Sie sicher bereuen würden, weil ich Ihnen früher ein Versprechen gegeben habe. Sonst — steht mir Marie jetzt doch näher, und ich müßte eigentlich wünschen, daß Sie mein Schwager werden.“

„Es scheint allerdings nicht, daß Sie es wünschen. Eine solche Warnung ohne Angabe der Gründe genügt mir aber keinesfalls. Sie müssen mir klipp und klar sagen, was gegen Fräulein Marie vorliegt.“

„Gar nichts werde ich Ihnen sagen!“ fiel der Major

ihm heftig in die Rede. „Ich habe meine Verpflichtung gegen Sie redlich erfüllt. Mehr tue ich nicht. Dazu kann mich kein Mensch zwingen. Genügt Ihnen meine Warnung nicht, so gehen Sie hin und heiraten Sie die Marie! Ich kümmere mich um gar nichts mehr — gute Nacht!“

Er rannte förmlich davon.

Ostwald starrte ihm ingrimmig nach. Davonlaufen, das war keine Kunst! Freilich begriff er, daß der Major sich da in einer schwierigen Lage befand. Es mußte ja auch genügen, wenn er ihm abriet. Da mußten triftige Gründe vorhanden sein.

Und doch konnte er sich damit nicht zufrieden geben. Jetzt erst recht mußte ihm volle Klarheit werden. Und wenn sie ihm das Herz durchbohrte, er mußte die Wahrheit erfahren!

Er ahnte nicht, wie nahe ihm die Aufklärung war.

Auf die Außenwelt nicht achtend, schlug er den Weg nach der Ringstraße ein; um diese zu erreichen, mußte er den Raum hinter dem Volksgarten passieren, der spärlich beleuchtet und sehr öde war. Von der einen Seite her kam zwar vom Burgtheater der bleiche Schein des elektrischen Lichtes, aber drüben bei der Bellaria war es finster. Als dunkle Schattenmassen ragten die Wipfel des Volksgartens empor.

Plötzlich trat ihm jemand in den Weg. Er glaubte an einen Zufall und wollte ausweichen, allein der ihm Entgegenkommende blieb stehen, wie um ihn aufzuhalten.

Trotz der unsicheren Beleuchtung erkannte er Red mit seinen stets um ihn schlotternden Stockzipfeln.

„Guten Abend, Herr Doktor!“ grüßte der Pianist. „Einsamer Abendspaziergang? Das ist doch nichts für einen glücklichen Bräutigam!“

Seinem inneren Antrieb zufolge war Ostwald schon nahe daran, den anderen grob abzuweisen, allein ein Gedanke, der in ihm aufzudachte, hielt ihn davon ab. Er sah es, der brannte ja nur darauf, ihm das mitzuteilen, was er zu begehren wünschte.

Die Quelle war unlauter, doch Klarheit würde er gewinnen.

„Guten Abend,“ dankte er, flüchtig den Hut lüftend. „Sie scheinen in einem Irrtum befangen: der Major ist verlobt, nicht ich. Waren Sie denn schon so lang nicht bei Finanzrats, daß Sie das nicht wissen?“

„Es ist Ihnen sicher bekannt, daß ich gar nicht mehr hinaufkomme,“ antwortete der Pianist mit einem mißtrauischen Blick. „Aber so schlecht unterrichtet bin ich deshalb doch nicht. Ich weiß ganz gut, Sie sind nicht verlobt — noch nicht ganz, aber doch beinahe, nicht wahr?“

„Ich werde mir gestatten, es Sie wissen zu lassen, wenn man mir gratulieren darf,“ entgegnete Ostwald kühl.

„Ich wünsche Ihnen jetzt schon Glück!“ antwortete der andere höhnisch. „Na ja,“ setzte er gedehnt hinzu, „es ist freilich besser, man nimmt sich keine Anfängerin, sondern eine, die schon Erfahrung hat —“

„Herr!“ fuhr Ostwald ihn an mit einer Bewegung, als wollte er sich auf ihn stürzen.

„Sachte — sachte!“ beschwichtigte Red. „Fahren Sie nur nicht gleich aus der Haut!“

„Was wollen Sie mit Ihrer Bemerkung sagen?“ herrschte Ostwald ihn an.

„Ich denke, es war deutlich genug. Und ich weiß, was ich rede, denn ich war einer von denen, die die Gnädige vor Ihnen — geliebt hat. Nicht der letzte. Zwischen uns ist einer eingeschoben worden. Ich kann

mich daher nicht als Ihren unmittelbaren Vorgänger vorstellen. Bei der Dame unseres Herzens geht das schnell. Die reine Wandeldekoration. Wenn Sie sich nicht tummeln, so werden Sie noch einen Vorläufer mehr haben.“

„Wie können Sie sich unterstehen, so zu sprechen?“ fuhr Ostwald ihn an.

„Ach, lassen Sie das — so was zieht bei mir nicht!“ wehrte Ned ihn ab. „Sie kennen diese Sirene nicht, ich aber kenne sie. Mir tut es selbst weh, so von ihr sprechen zu müssen. Ich hab' sie ja doch geliebt, und sie hat mich auch geliebt. Aber lang hat's eben nicht gedauert. Und Ihnen wird sie ebensowenig treu bleiben. Einfach darum, weil sie es gar nicht kann. Das kann ich Ihnen schriftlich geben. Sie glauben vielleicht nicht, daß sie mich geliebt hat? Ich hab' ja auch keine Beweise mehr in Händen, denn man hat mir mit Säbelkasseln, Drohen und Beschimpfungen ihre Briefe abgefordert. Und ich war dumm und nicht vorausblickend genug, um mir Kopien anzufertigen. Dennoch, obgleich ich kein Blatt Papier in Händen hab', werden Sie es mir glauben, daß ich hundertsiebenundzwanzig Briefe von ihr gehabt hab', einer immer leidenschaftlicher und feuriger als der andere. Denn sie hat Feuer!“

Er deutete sich eine verächtliche Bewegung Ostwalds ganz richtig, denn er fuhr grollend fort: „Ich sollte schweigen — natürlich! Aber ich bin ein Mensch, der fühlt und leidet, und ich lass' mich nicht so abschütteln. Ich wußt' ja, sie würde mich nicht heiraten, und glauben Sie nur ja nicht, daß sie mir den Laufpaß darum gegeben hat, weil sie nicht Ihre Frau und meine Geliebte zugleich sein wollte. Das hätt' ihr gar nichts gemacht. Nicht Thretwegen hat sie mich ab-

sein, das sich zu dem Mann hingezogen fühlt! Die Hauptschuld trifft natürlich die Eltern, die seelenruhig dem Mörder den Kühnerstall öffnen, aber für mich ist ein Mädchen, das sich mit einem Red einlassen kann, schon abgeurteilt. Glauben Sie ja nicht, daß sie sich etwa in ihm täuschte. Gerade das Gemeine an ihm ist es, das sie anzog. — Also Strich unter die Sache, Doktor! Ich sage es Ihnen mit schwerem Herzen. Seien Sie froh, daß Ihnen noch beizeiten die Augen aufgegangen sind!“

\* \* \*

Herr Klempler spitzte die Ohren, als er das Wohnzimmer betrat, und eben die Musik abbrach. Da war gewiß der Doktor schon wieder bei seiner Tochter! Das ging ja ganz gut! Besser, als er sich's vorgestellt hätte. Im Begriff, seinen Hut an den Rechen zu hängen, setzte er ihn plötzlich wieder auf, sagte zu dem Dienstmädchen, ihm fiele ein, er habe noch etwas vergessen, und ging wieder fort.

Es war ihm gar nicht angenehm, an dem naßkalten Abend auf der Straße herumzubummeln, aber was tut ein Vater nicht für sein Kind. So lief er noch eine halbe Stunde herum.

Er begegnete dabei Schaffranek, der ihn anhielt und ihn spöttisch fragte, ob seine Tochter sich denn noch nicht bald verloben werde.

Klempler ärgerte sich, antwortete aber nur geheimnisvoll: „Man kann nicht wissen.“

Gegen seine Gewohnheit machte er sich bald von dem jungen Mann los. Der war im Stande und kam mit ihm hinauf in die Wohnung, und das konnte er heute nicht brauchen, denn er plante einen entscheidenden Streich — erst recht, weil Schaffranek seine Frage



in dem Ton gestellt hatte, als spreche er von etwas Unwahrscheinlichem. Warum sollte seine Tochter sich denn nicht bald verloben?

Freilich mußte man auch etwas dazu tun. Lange würde er dem Doktor nicht Zeit lassen. Der konnte eines Tages mir nichts dir nichts ausbleiben, und dann hatte man das Nachsehen. Da hieß es beizeiten vorsehen.

Zum zweiten Male nach Hause gekommen, zog er sich im Wohnzimmer sehr leise aus, stieß plötzlich die Thür auf und trat rasch ein.

Die beiden steckten die Köpfe zusammen.

Das heißt, ihm wollte es so scheinen. In Wirklichkeit hielt Marie, die vor dem Klavier saß, ein Notenbuch auf dem Schoß, und Ostwald beugte sich ein wenig über sie, um etwas zu betrachten, das sie ihm zeigte.

Die Geschichte war so harmlos wie möglich, und Klempler wußte das natürlich, aber es gefiel ihm, eine erstaunte Miene aufzuziehen.

„Kinder,“ sagte er mit unnachahmlicher Miene, „man könnte ja beinahe glauben — Wenn ihr vielleicht gar schon einig seid, warum sagt ihr das nicht? Ich bin doch kein Rabenvater, und wenn —“

„Papa!“ fuhr Marie erbleichend auf. Das Notenbuch fiel zur Erde, und sie starrte ihren Vater mit solchem Entsetzen an, daß ihr die Augen hervortraten.

Ostwald blieb ruhig. Er durchschaute Klempler so, daß er ihn nicht überraschen konnte. Auf so etwas war er zwar durchaus nicht gefaßt gewesen, und er öffnete schon den Mund, um dem Mann seinen Standpunkt klarzumachen, als sein Blick auf das junge Mädchen fiel, das eben fassungslos wieder auf ihren Stuhl zurücksaß.

Armes Kind! Was konnte sie für diesen Vater?

Daß sie vollkommen unschuldig war, daß Klempler diesen Streich ohne ihr Wissen in Szene setzte, dessen war er sicher.

Und noch etwas wußte er, was ihre braunen Augen ihm ahnungslos verraten hatten.

Es wäre ihm ein leichtes gewesen, der Schlinge auszuweichen, die der Vater ihm umwerfen wollte, aber dachte er denn nicht längst, daß dieses liebe Mädchen ihn vor dem Bild der anderen Marie retten könnte, das ihn stets verfolgte. Es war gut, einen Niegel vorzuschieben gegen die eigene Schwäche. Und sie wenigstens würde glücklich sein.

Mit ruhiger Würde und nicht ohne eine leise Beimengung von Ironie wandte er sich an Klempler: „Sie kommen uns zuvor. Wir sind noch nicht einig, und ich würde es vorgezogen haben, noch einige Zeit zu warten, ehe ich an Ihre Tochter die Frage stellte, ob sie mich haben will. Aber ob es nun etwas früher oder später geschieht — Fräulein Marie, wollen Sie mich?“

Marie schnellte nochmals aus ihrem Stuhl empor. Herzengerade aufgerichtet, mit blitzenden Augen, rief sie: „Nein!“

„Na, aber —!“ begann Klempler.

„Siehst du denn nicht, daß es ihm nicht eingefallen wäre, daß du ihn förmlich zwingst! Oder sollte er aus Mitleid —“

Sie brach erregt ab.

„Beruhigen Sie sich, Fräulein Marie,“ tröstete Ostwald. „So ist es nicht!“ Er trat näher an sie heran und sprach zu ihr allein. „Ich bin nicht der Mann, mich überrumpeln zu lassen, und wenn ich nicht wollte, würde ich mich nicht genieren, es ihm zu sagen. Weder Zwang noch Mitleid ist's. Aber Sie sind mir in einer

schwierigen Zeit meines Lebens nahe getreten, näher als Sie es ahnen. Ich glaube, wir passen zueinander, und wir können zusammen glücklich werden. Wollen Sie mich denn wirklich nicht, Marie?"

„Natürlich will sie!“ mengte Klempler sich ungeduldig ein. „Das sind bloß solche Geschichten! Bis über die Ohren ist sie in Sie verliebt. Daß Sie's nur wissen!“

„Vater!“ rief Marie gequält aus. „Was du mir heute angetan hast!“

„Kümmern Sie sich nicht darum, was er getan und gesagt hat!“ fiel Ostwald etwas gezwungen jovial ein. „Seine Einnischung ist ganz belanglos. Möchten Sie nicht so gütig sein, Herr Klempler, mich einen Augenblick mit Fräulein Marie allein zu lassen?“

Klempler wollte auffahren, denn der Ton, in dem Ostwald diese Bitte an ihn richtete, behagte ihm nicht, aber schließlich fand er es klüger, nachzugeben. Wortlos zog er sich in sein Zimmer zurück.

„Warum wollen Sie nicht?“ fragte Ostwald sanft, ihr näher tretend.

„Ich hab' es schon gesagt,“ antwortete sie mit schmerzlichem Ausdruck. „Sie machen sich doch nichts aus mir! Weil Sie manchmal hergekommen sind, das ist doch noch kein Grund. Ich hab' es nicht falsch aufgefaßt, mir nichts eingebildet. Denn ich hab' das bestimmte Gefühl, daß Sie — eine andere lieben.“

Er hielt ihren Blick aus, ohne ihm auszuweichen. „Die ich liebe, Marie, geliebt habe vielmehr, die kann ich nicht heiraten. Sie liebt mich nicht — und ich habe Schlimmes über sie gehört.“

Marie stand still, seine Worte in sich nachwirken lassend. „Es kann Täuschung, Verleumdung sein,“ murmelte sie. „Wenn Sie können, erzählen Sie mir mehr.“

„Heute nicht,“ entgegnete er mit einem Blick auf die Tür, hinter der natürlich Herr Klempler lauschte. „Aber selbst wenn es nicht wahr wäre — ich kann kein Mädchen heimführen, das keinen guten Ruf hat.“

„Sie ist gewiß sehr schön?“ fragte Marie leise.

„Sie haben ihr Bild schon in Händen gehabt.“

„Ich? Wann? — Ach, die ist es!“ rief sie im Ton der Erleuchtung, und etwas in ihrer Stimme verrät Ostwald, daß auch sie schon Unvoretheilhaftes vernommen.

„Man hat Ihnen wohl auch schon mancherlei von ihr erzählt?“ warf er fragend hin. „Sagen Sie mir's!“

Marie schüttelte den Kopf. „Ich wiederhole dergleichen nicht. Bedenken Sie, es ist nur das, was mein Malfräulein von dem gehört hat, der das Bild gemalt hat.“

Ostwald hatte keinerlei Bestätigung dessen gebraucht, was Red über Casar Brang vorgebracht hatte. Es stand gleich bei ihm fest, daß an dieser Geschichte auch wohl etwas war. Auch das noch!

Ein widriges Gefühl erfüllte ihn. Und von diesem Mädchen sollte er nicht los können?

„Sie haben genug gehört, um zu begreifen, daß das keine Frau für mich ist,“ sagte er nach einer Weile ernst. „Ich muß dieses Gefühl überwinden. Wollen Sie mir nicht dabei helfen? Ich hege das größte Vertrauen zu Ihnen. Und wenn Sie mir nur ein bißel gut sind —“

Da hob sie die Wimpern und blickte ihn voll, traurig und selig zugleich an. Er las in ihren schönen Augen die Hingebung ihrer Seele und zog sie gerührt an sich.

Eben als seine Lippen ihr Haar berührten, trat Klempler ein, der den Augenblick gut zu erfassen ver-

stand. Er strahlte förmlich. Seine Schlaueheit, seine Fügigkeit hatten das zu stande gebracht.

\* \* \*

Mitte April flatterte Ostwald ein Blättchen ins Haus, das die Mitteilung enthielt, daß Fräulein Marie Thumbrecht sich mit Gino Baron Rastigli verlobt habe.

Er starrte ungläubig darauf nieder. Das hätte er doch nicht geglaubt, daß sie den nehmen würde!

Tat sie es, weil sie vergebens auf ihn selbst gewartet? Aus welchem Beweggrund konnte sie sonst eine solche Ehe mit einem Menschen eingehen, den sie geistig so sehr überfah? Oder lockte sie der Titel des jungen Mannes? Seine unbedeutende Persönlichkeit wohl sicher nicht!

Aber ihr Geschmack, sagte er sich bitter, gehörte nicht zu den wählerischen.

Natürlich begnügte er sich mit einer kühlen schriftlichen Gratulation, und natürlich ging er auch nicht zur Hochzeit Bernas mit dem Major. Er schickte dem Paar ein schönes Geschenk, zu dem er sofort das Duplikat kaufte, das Marie erhalten sollte.

So zahlte er wenigstens für die genossene Gastfreundschaft.

Kurz vor seiner eigenen Hochzeit traf Ostwald auf einer unterirdischen Stadtbahnstation, als er auf einen Zug wartete, Ulrike v. Hoffensthal die Jüngere, die er beinahe nicht beachtet hätte; allein sie blickte ihn so erwartungsvoll an, daß er aufmerksam wurde und sie grüßte.

„Gnädiges Fräulein befinden sich wohl?“

„Es muß schon gut sein. Aber von Ihnen hört man jetzt gar nichts mehr! Ihr Verkehr bei Thumbrechts hat ein rasches Ende gefunden.“

„Ja,“ gestand er zögernd, „das hat so seine Gründe.“

„Natürlich, und ich weiß auch ungefähr, welche. Aber lassen wir das! Daß Berna und Fabrizius schon verheiratet sind, und die Marie verlobt ist, wissen Sie — nicht wahr? In dem hübschen Salon bei Thumbrechts geht es jetzt ganz anders her. Aber sie bleiben nicht mehr in dem Hause. Sie ziehen aus.“

„So?“

„Ja, wegen Brangs, mit denen die Freundschaft ganz in die Brüche gegangen ist,“ ergänzte Ulla gleichmütig. „Übrigens wird ihnen ja die Wohnung nunmehr auch zu groß. Rässiglis heiraten schon in drei Wochen. Was sagen Sie zu der Wahl? Na, die Marie hat an ihm einen Mann, den sie um den Finger wickeln kann. Oder sie glaubt wenigstens, daß sie es wird tun können!“

„Sie sind Ihrer Base wohl nicht besonders gewogen?“ fragte Ostwald.

„Ich kann sie ja ganz gut leiden, weil sie das an sich hat, daß sie jeden gewinnen kann. Aber das mag ich nicht, wenn ein Mensch glaubt, ihm ist alles erlaubt. Sie meint, ihr muß immer alles so ausgehen, wie sie will. Aber es geht ihr doch nicht so aus. Zum Beweis —“

Eben pfiß ihr Zug heran, und sie mußte einsteigen. Hastig sagte sie Ostwald adieu, aber als sie schon im Wagen saß, steckte sie nochmals den Kopf zum Fenster hinaus. „Ich wünsch’ Ihnen auch noch recht viel Glück, Herr Doktor!“

Also wußten sie bei Thumbrechts doch schon von seiner Verlobung!

\* \* \*

Marie Thumbrecht heiratete noch früher als er, und das Paar mußte sich noch auf der Hochzeitsreise befinden, als Ostwald die seinige antrat.

Überallhin in die Schweiz, wohin sie reisten, verfolgte ihn die Vorstellung, daß sie dem anderen Paare begegnen würden, das ja recht gut auch in die Schweiz gereist sein konnte. Sie sahen ja so viele andere Hochzeitsreisende. Duzende Male glaubte er das runde Gesicht mit dem Grübchen im Kinn zu erblicken, die lockenden Augen. Aber es war immer nur ein Schreckschuß, und sie kehrten zurück, ohne diese im ganzen doch unwahrscheinliche Begegnung gehabt zu haben.

Sie bezogen eine sehr hübsche Wohnung, die modern und elegant eingerichtet war. Klemperer war von selbst mit einer anständigen Summe für Ausstattung und Einrichtung herausgerückt, und die junge Frau, die von ihrer Mädchenzeit schon so viel Erfahrung im Wirtschaften besaß, bereitete ihrem Gatten ein behagliches, trauliches Heim, aus dem Unruhe und Aufregung verbannt waren.

Er lernte seine Frau täglich mehr schätzen, und seine Zuneigung zu ihr wuchs, je mehr er ihre grenzenlose Anhänglichkeit erkannte. Das war ja geradezu das große Los, eine Frau zu bekommen, die nur für ihren Mann dachte, für ihn lebte!

Wenn er dennoch nicht ganz glücklich war, so war es darum, weil das Bild jener berückenden anderen ihm immer noch in Herz und Hirn spukte.

Doch sehnte er sich nicht danach, ihr zu begegnen.

Zwischen ihnen sollte es ganz aus sein.

Und man brauchte sich im großen Wien ja nicht zu begegnen. Sie wohnte in einem anderen Bezirk wie er, und ihre Wege würden sich wohl nicht mehr kreuzen.

Um ein Wiedersehen zu vermeiden, mied er auch jede Beziehung zu Major Fabrizious. Dieser wohnte mit seiner jungen Frau tief unten im Prater, und zufällige Begegnungen mit dem Paare gehörten darum nicht zu den Wahrscheinlichkeiten.

Also, er würde die Frau Baronin Rastigli wohl nie mehr zu sehen bekommen! —

Eines Tages im Herbst, als er bei warmem Sonnenschein, der das Herz wehmütig stimmte, unter der hohen Wölbung des neuen Burgtors durchging und dem äußeren Burgplatz zustrebte, streifte er beinahe an eine elegant gekleidete junge Dame in einem reizenden hellbraunen Kostüm mit einem kleidsamen Blumenhut an, die ihm lächelnd ins Gesicht blickte.

Diese lachenden grauen Augen unter dem Hut kannte er.

„Ah — Herr Doktor! Sieht man Sie auch einmal? Wie reizend!“ rief die junge Frau aus. „Sonst sind Sie ja rein unsichtbar geworden — wie in ein Schneckenhaus gekrochen. So ein glücklicher Ehemann halt! Der braucht die früheren Freunde nicht mehr!“

Ostwald faßte sich rasch. „Das kann man wohl von Ihnen ebenfalls sagen, Frau Baronin!“

Wie sie ihn anstrahlte aus ihren gefährlichen grauen Augen! Wie süß sie ihn anlächelte! Er war ganz verblüfft darüber. Die Frauen lernte man doch nicht aus. Er hätte wahrhaftig eher das Gegenteil erwartet. War denn irgend ein Anlaß vorhanden, daß sie ihm ein so freundliches Andenken bewahrte? Grollte sie ihm wirklich nicht ein bißchen? Und wenn sie sich verstellte, warum hielt sie das für nötig? Sie konnte ja an ihm vorübergehen, ohne ihn anzusprechen, sie hätte das sogar tun sollen.

„Wir haben viel Schönes von Ihrer jungen Frau



gehört," rühmte Marie. „Sie soll ein ganz vortreffliches Wesen sein. Alle Tugenden! Da kann man sich nicht wundern. Ich bin nie ein solches Muster gewesen. Aber merken Sie sich's doch, Herr Doktor, so schwarz, wie man gemalt wird, ist man nie! — Na, lassen wir's. — Werden Sie uns nicht einmal besuchen, Herr Doktor? Ich möchte gern die Bekanntschaft Ihrer Frau Gemahlin machen. Ich hoffe, Sie kommen. Da ist meine Adresse.“

Sie zog aus ihrem Täschchen eine Karte, auf der oben eine siebenzackige Krone prangte, während darunter stand „Marie Rassicli“.

„Lachen Sie nicht über die Baronin, Doktor!“ warnte sie, selber lachend. „Mit den Wölfen muß man heulen, und mein Mann ist ungeheuer adelsstolz. Ich weiß zwar, was es mit den Rassiclis für eine Bewandnis hat, aber die Krone führe ich doch — ihm zulieb.“

Ostwald benahm sich so steif, daß sie ihn endlich gehen lassen mußte, aber nicht ohne daß sie ihn nochmals aufgefordert hätte, sie zu besuchen.

Er hatte nicht die Absicht, das zu tun, denn die Begegnung mit der jungen Frau hatte ihn derart erregt, daß er einsah, er könne mit ihr nicht gleichgültig verkehren.

Und vor allem wollte er nicht, daß seine Marie mit der nunmehrigen Baronin Rassicli zusammentraf.

\* \* \*

Eines Nachmittags meldete der Diener ihm eine Dame, und Ostwald hielt abermals die Karte mit der siebenzackigen Krone in der Hand.

Marie Rassicli folgte der Anmeldung auf dem Fuße.

„Ja, denken Sie sich, Herr Doktor, wir haben einen Prozeß!“ rief sie lachend. „Und ich wußte niemand,

der mir einen Rat geben könnte. Da sind Sie mir eingefallen. Mein Mann hat keine Zeit zu Ihnen zu kommen, da hat er mich geschickt.“

Die Behauptung war so stark, daß Ostwald ein Lächeln kaum unterdrücken konnte.

Er wies der Besucherin einen Sitz an und fragte sofort nach dem Prozeß.

„Sehen Sie, da ist eine Tante meines Mannes gestorben. Sie war äußerst bürgerlicher Herkunft, hatte aber einen Tick für den Adel, und deshalb hat sie ihr ganzes Vermögen dem Gino vermacht, während ihr bürgerlicher Nefte, der Sohn ihres Bruders, leer ausgeht. Der will nun das Testament anfechten wegen eines angeblichen Formfehlers, und da komme ich, um zu fragen, ob es möglich ist, daß er etwas erzielt.“

„Dazu müßte man das Testament sehen.“

„Ich hab' eine Abschrift da. Es scheint alles in Ordnung zu sein. Gerichtlich ist kein Einwand erhoben worden, aber natürlich ist die Verlassenschaft noch nicht abgewickelt, denn bis so etwas zu stand kommt, kriegt man graue Haare.“

„Wie ist denn das? Sie haben doch wohl einen Advokaten, der für Sie oder vielmehr für den Baron die Erbschaftsangelegenheit durchführt? Nun also, da kann er doch auch die Ansprüche des anderen Neffen bekämpfen. In eine Sache, die bereits ein Kollege in Händen hat, mende ich mich nicht.“

„Das verlange ich auch gar nicht,“ antwortete Marie. „Ich möchte nur, daß Sie die Papiere durchsehen und mir Ihr Urteil abgeben. Ich lasse sie Ihnen da. Aber nicht wahr, Sie bringen sie mir dann selbst zurück und sagen mir, was Sie von der Sache halten.“ —

Ostwald erkannte bald, daß sie gar keine Veranlassung dazu hatte, ihn in Anspruch zu nehmen.

Sie war nur gekommen, weil sie eben kommen wollte.

Diese junge Frau war ein Rätsel, das ihn immer wieder aufs neue beschäftigte. Er mußte den Schlüssel dazu haben. Dann würde er ruhig sein.

„Sind Sie eigentlich mit Fabrizius auseinander?“ fragte Marie, ein anderes Thema anschlagend. „Nein? Warum verkehren Sie dann nicht mehr mit ihm? Es scheint, Sie wollen von unserer ganzen Familie nichts mehr wissen. Mit Unrecht. Man hat Sie bei uns sehr gern gehabt. Wissen Sie, daß das von Ihnen sehr wenig schön ist! Ich rechne darauf, daß Sie sich bessern und mir den Bescheid persönlich bringen. Es war uns nicht bestimmt, uns näher zu treten, aber warum sollten wir Feinde sein?“

„Ich bin Ihr Feind gewiß nicht, Frau Baronin.“

„Und ich noch weniger der Ihre.“ Sie warf ihm einen rätselhaften Blick zu und stand auf, um zu gehen.

„Leben Sie wohl für heute! Also Sie kommen? Auf Wiedersehen!“

Ostwald blieb in sehr unbehaglicher Gemütsverfassung zurück. Diese Frau beunruhigte ihn im höchsten Grade und regte alles wieder auf, was er mit Mühe niedergekämpft hatte.

Eine Prüfung der Papiere ergab, daß der das Testament anfechtende Kesse nicht die geringste Aussicht besaß, durchzubringen. Diese Beruhigung konnte er ihr bringen.

Ob sie es nicht schon wußte?

Einerlei! Er wollte einmal hingehen. So viel konnte er sich schon zutrauen, und er wollte dieser Seele auf den Grund sehen.

\* \* \*

An einem der nächsten Tage ließ er den Wagen, mit dem er eben vom Gericht kam, in der Straße halten, wo die Wohnung der Kassiglis lag, und erstieg die ziemlich hohen Treppen.

Man sah, Kassiglis hatten das Geld noch nicht, sonst würden sie wohl nicht so hoch oben wohnen.

Aber die Einrichtung des kleinen, molligen Salons, in den er geführt wurde, war schick und behaglich.

Die junge Hausfrau kam ihm mit ausgestreckter Hand entgegen. Ihr blondes Haar umstand flimmernd den Kopf, und ihre verführerischen Nixenaugen hatten einen warmen, treuherzigen Blick.

„Ich bringe gute Nachrichten,“ sagte er, sich über die Hand beugend, die ihm entgegengestreckt wurde. Die Berührung ihrer Finger elektrifizierte ihn, und das allein konnte ihm sagen, wie gefährlich es für ihn war, hierher zu kommen. „Die Gegenpartei hat gar keine Aussichten,“ fuhr er fort. „Das müßte Ihnen der Advokat des Barons schon gesagt haben.“

„Ich wollt' es von Ihren Lippen hören,“ sagte sie entschuldigend, in einer Weise, die gestand, daß sie nur einen Vorwand gesucht hatte, um ihm näher zu kommen. „Lassen Sie sich's nicht gereuen, daß Sie sich diese Mühe für mich genommen haben!“

„Das tut mir gewiß nicht leid.“

„Ach, ich weiß, Sie kommen nicht gern her und nehmen mir's übel, daß ich Sie dazu veranlaßt hab'. Ja, ja, leugnen Sie's nur nicht, ich weiß es. Ich sollte Ihnen böß sein, denn Sie haben nicht schön an mir gehandelt. Aber ich weiß auch, wer schuld daran ist, und was man Ihnen in den Kopf gesetzt hat. Nur ungehört hätten Sie mich nicht verurteilen sollen!“

„Ich bitte Sie, gnädige Frau,“ sagte Ostwald, sich

unruhig auf seinem Sitz bewegend. „Sprechen wir nicht davon.“

„Also ich soll alles auf mir sitzen lassen? Früher konnt' ich mich nicht verteidigen, aber jetzt, wo ich verheiratet bin, wo Sie nicht mehr denken können, daß ich es auf Sie abgesehen hab', jetzt muß ich sprechen. Können Sie mir denn das nicht nachfühlen?“

Es war ihm eine Erleichterung, für ihr Entgegenkommen ihm gegenüber einen begreiflichen Grund zu finden. Sie hatte also nur eine Gelegenheit gesucht, sich zu rechtfertigen.

„Ich habe es Ihnen schon gestanden, ich war nie ein Musterwesen,“ fuhr Marie mit getränktem Ausdruck fort, „aber ich darf doch sagen, daß Kindereien und Unbesonnenheiten zu strafwürdigen Verbrechen aufgebauscht wurden, daß sonst nichts weiter vorgefallen ist. Aber Sie haben gleich alles geglaubt. Sie haben mich eben doch nicht — geliebt!“

Ostwald fühlte, wie diese im Ton der beleidigten Unschuld gesprochenen Worte ihn betörten, aber er erinnerte sich doch jener einhundertsiebenundzwanzig Briefe. Nur erwähnen wollte er sie nicht.

„Sie sagen, ich habe Sie nicht geliebt!“ antwortete er langsam und gepreßt. „Sie sind im Irrtum. Wer mir tief ins Herz hineinsehen könnte, würde vielleicht finden, daß dieses Gefühl noch nicht so spurlos daraus verschwunden ist, wie es sollte.“

„Ach!“ Es klang wie ein Aufschrei der Erlösung.

„Ich sage Ihnen das, weil es ja doch das letzte Mal ist, daß wir uns sehen.“

„Ist es wahr? O sagen Sie es noch einmal! Wie glücklich ich bin! Und zugleich wie unglücklich! Denn der Mann, zu dem ich aufgeblickt habe wie zu einem höheren Wesen, der hat nicht an mich geglaubt! Und wenn die

Decke da oben auf mich herunterstürzen sollte, ich muß es sagen: geflirtet hab' ich, geliebt — aus Langweile, aus jugendlicher Neugier, die immer dem wahren Erlebnis vorausseilt, aber geliebt habe ich nicht bis zu jenem Abend im Volksgarten. Wissen Sie noch? O Gott, wie unglücklich ich bin!“

Sie fiel in ihren Stuhl zurück, beugte sich über die Seitenlehne und schluchzte herzbrechend.

Ostwald, bis jetzt eine Beute der widersprechendsten Gefühle, wurde sich bewußt, daß ihre Tränen wie eine Sturzflut aus seiner Seele vieles hinwegspülten, was ihr entgegen war. Überwältigt trat er neben sie, und zärtlich tröstende Worte drängten sich ihm über die Lippen.

Ohne daß er recht wußte, wie es geschah, lag sie plötzlich in seinen Armen.

Heiß flammten ihre Lippen den seinigen entgegen, und sie küßten einander weltvergessen. Hingegen, widerstandslos lag sie in seinen Armen.

Schon verwirrten sich seine Sinne, er wußte nicht mehr, was er tat, als plötzlich sein Hirn etwas durchzuckte und ihn aus seinem Rausche riß. Er blickte um sich und erkannte, wo er war. In diesem funkelneuen Heim, dem behaglichen Nest, das ein anderer ihr erbaut. Sie war nicht sein, sie war verheiratet, und er — auf ihn wartete daheim —

Er ließ Marie los und trat zurück.

Und nun wußte er, was ihn geweckt hatte, als sie so hingehend in seinen Armen lag: die Ahnung, die Mahnung, daß sie schon ebenso leidenschaftsüberwältigt in anderen Armen geruht hatte. Die sich ihm so hingab ohne Besinnung, ohne Gegenwehr, die hatte man ihm nicht verleumdnet! Es war alles wahr, nur zu wahr!

„Wir vergessen uns,“ sagte er heiser. „Sehen Sie jetzt ein, daß wir uns nie wiedersehen dürfen?“

Sie starrte ihn noch fassungslos an, dann raffte sie sich zusammen. Auf ihrem Gesicht erschien ein ironisches Lächeln, und sie sagte mit seltsam harter Betonung: „Sie haben wohl Angst vor Ihrer Frau?“

In diesem Augenblick sah sie ganz anders aus als je vorher. Vielleicht war es zum ersten Male ihr wahres Gesicht, in das er blickte.

In jedem Fall genügte es, um ihn zu ernüchtern. „Leben Sie wohl für immer!“ sagte er und wendete sich zum Gehen.

Sie hatte sich schon wieder ganz gefaßt und stand, ihrer selbst sicher, spöttisch lachend da: „Ich bitt’ Sie, bilden Sie sich nur nichts ein! Ich wollt’ mich nur an Ihnen rächen!“

Auch Ostwald war nunmehr wieder völlig Herr seiner selbst. „Ich muß Ihnen danken, Frau Baronin, denn Sie haben mir einen unschätzbaren Dienst erwiesen.“

„Ich?“

„Ja. Ich hab’ Sie nicht leicht aufgegeben. Ihr Bild ist mir nachgegangen Tag und Nacht. Ich konnte die Sehnsucht nach Ihnen nie ganz unterdrücken. Manchmal wollte es mir auch scheinen, als hätte ich Ihnen unrecht getan. Ich sagte mir, ich hätte von Ihnen nur lassen sollen, wenn Sie selbst mir eingestanden hätten, alles sei wahr, wessen man Sie beschuldigte. — Nun gut, das haben Sie jetzt getan. Jetzt erst weiß ich, daß ich keine Schuld habe, und daß unser Weg niemals ein gemeinsamer sein durfte.“

Er verbeugte sich ernst und ging die Treppe hinab, so von seinen Empfindungen eingenommen, daß er

ganz seinen Wagen vergaß, der noch vor der Tür stand.

Erst der Kutscher, der, als er ihn kommen sah, seine Zeitung zusammenfaltete und sich zum Fahren anschickte, erinnerte ihn daran.

Er stieg ein und lehnte sich aufatmend in die Wagenkissen zurück.

Diese Sirene war er los für immer. Nun ging er heim zu einem Herzen ohne Falsch.







## Englands blühendste Kolonie.

Bilder aus Neuseeland. Von Alexander Wirth.

Mit 13 Illustrationen.

(Nachdruck verboten.)

Schon vor dreißig Jahren konnten die deutschen und englischen Forschungsreisenden, die über Neuseeland berichteten, die Entwicklung von Handel, Gewerbe und Industrie auf dem „australasiatischen Archipel“ im Stillen Ozean als eine geradezu großartige bezeichnen. Diese Entwicklung erschien um so bewundernswerter, als eine eigentliche koloniale Tätigkeit auf den Inseln, deren Landfläche an Größe der von Italien mit Sizilien gleichkommt, überhaupt erst im Jahre 1840 eingeführt hat. Dabei belief sich die Zahl der Urbevölkerung ums Jahr 1875 kaum noch auf 50,000, und die der Kolonisten erst auf rund 300,000. Bis 1885 ist dann die Zahl der weißen Einwohner auf 575,172, bis 1905 aber auf 882,462 gewachsen. Heute beträgt sie über eine Million.

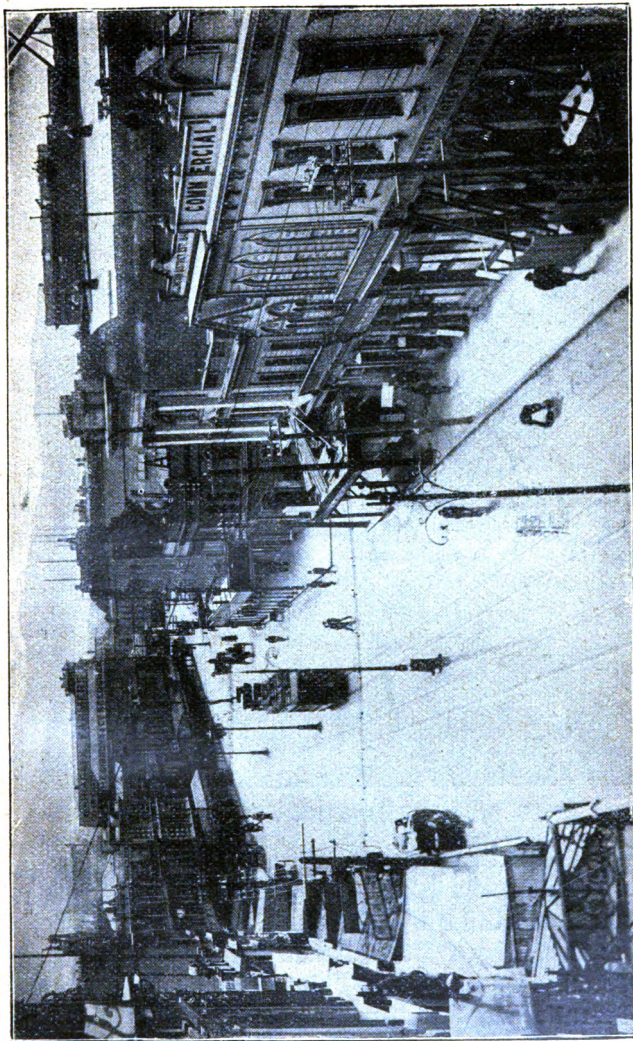
Welche Sprache aber reden erst die statistischen Ziffern, die uns den Aufschwung der Landwirtschaft auf der klimatisch so bevorzugten Doppelinsel — um die „Nord-“ und „Südinself“ handelt es sich dabei fast ausschließlich — vor's Auge stellen! Im Jahre 1858 bestanden die Herden aus 1,523,324 Schafen, 137,204 Stück Rindvieh und 14,912 Pferden. 1873 wurden 11,674,863 Schafe, gegen 500,000 Kinder und 90,000 Pferde gezählt. Heute sind diese Zahlen auf 20,000,000, 2,000,000 und 400,000 gestiegen. Als Produkte der

Viehzucht exportiert Neuseeland Wolle und Butter in Mengen wie verhältnismäßig kein anderes Land. 1905, dem letzten Jahr, aus welchem das Zählungsergebnis vorliegt, erreichte die Produktion von Wolle 134,647,376 Pfund, während die Vereinigten Staaten von Nordamerika und Kanada zusammen 150,000,000 Pfund exportierten. An Butter wurden im gleichen Jahr aus Neuseeland 51,313,000 Pfund nach Großbritannien exportiert, während Kanada nur 33,301,000 und die Vereinigten Staaten 9,675,000 Pfund exportierten.

Ähnlich war das Wachstum der Ausfuhr von Bodenprodukten; 1904 belief sich die Ausfuhr von Weizen auf 23,346,066 Bushels. Aber neben dem Getreide spielen jetzt Zucker, Flachs, Nußholz, Kopalharz, Obst, Gemüse und Wein eine früher nicht geahnte Rolle. Konserviertes Geflügel geht im Wert von Millionen übers Wasser. Dazu kommen die jährlich wachsenden Erträge der großen Kohlenlager und Goldminen, der Kupfer- und Eisenerzgänge, die in neuerer Zeit auf den Inseln entdeckt wurden und deren rationellen Betrieb sich Regierung und Privatfleiß stets gleich nach der Entdeckung angelegen sein ließen.

Hiermit berühren wir den Punkt, von dem aus der wunderbare wirtschaftliche Aufschwung Neuseelands von seiten aller deutschen Kolonialfreunde die ernsteste Beachtung verdient.

Daß Neuseeland in so kurzer Zeit aus einer fast unbewohnten Inselwelt die verhältnismäßig blühendste, reichste Kolonie von allen Kolonien Großbritanniens geworden ist, das ist nächst seiner günstigen Lage, seinen klimatischen Vorzügen und guten Bodenverhältnissen der Tatkraft der Kolonisten, dem Fortschrittsgeist und der politischen Selbständigkeit ihres jungen Staatswesens



Campton Quay in Wellington.

zu danken, den gediegenen, wohlüberlegten Städtegründungen bei den günstigsten Hafenplätzen, dem schnellen Ausbau von Straßen und Eisenbahnen, der



Ein Lagerraum der Zuckerraffinerie-Gesellschaft in Auckland.

baldigen Einführung des Besten, was das Mutterland an Maschinen und anderen Erfindungen zur Hebung von Landwirtschaft und Industrie darbietet und bietet, der unablässigen Vervollkommnung dieser technischen Voraussetzungen ihrer Blüte. Die unentbehrliche Voraussetzung dazu war aber die rechtzeitige Einrichtung eines der Ansiedlung und Kolonisation günstigen

Kreditwesens im Lande. Gerade die neuesten, von sachverständigen und wohlmeinenden Beurteilern stammenden Berichte aus Deutsch-Ostafrika betonen: Worunter der Pflanzler hier am meisten leidet, das ist der Mangel eines umfassenden Kreditinstituts! Helfen kann nur ein durch das Reich beaufichtigtes Institut



Alter Maorihäuptling als Kerbschnitzer.

nach Art der Landbanken daheim. Die Anlage der Plantagen verschlingt zumeist das mitgebrachte Kapital des eingewanderten Pflanzers; es heißt aber zwei

bis drei Jahre warten, bis die Pflanzung Erträge bringt. In dieser Beziehung wird in Neuseeland von der Regierung das Äußerste geleistet, und auch den wenig bemittelten Einwanderern, wenn sie sich als tüchtige Arbeiter ausweisen, wird die Ansiedlung in jeder Weise erleichtert. Schon wer 25 Pfund Ster-



Fadenabhebspiel der Maoris.

ling, also 500 Mark, mitbringt, kann auf einen Zusagekredit von 10 Pfund (200 Mark) rechnen.

Noch leben in Europa viele, die einst in der Schule über Neuseeland, das James Cook 1777 zuerst umsegelte, nicht viel mehr erfuhren, als daß die von hohen Bergketten durchzogenen beiden Hauptinseln von Menschenfressern bewohnt seien. Die Urbevölkerung, die sich selber den Namen „Maori“ gab, ist polynesischer Abstammung. Die von Ursprung her sehr kräftig und schön gebauten, kriegerischen und für mancherlei Handwerk begabten Maoris stehen in ihrer Sprache

und ihrem Außerer den Eingeborenen der Samoa- und Tongainfeln am nächsten. Ihre Vorfahren sollen um die Wende des 14. Jahrhunderts auf großen Kriegskanus aus weiter Ferne an der Nordküste der bis da-



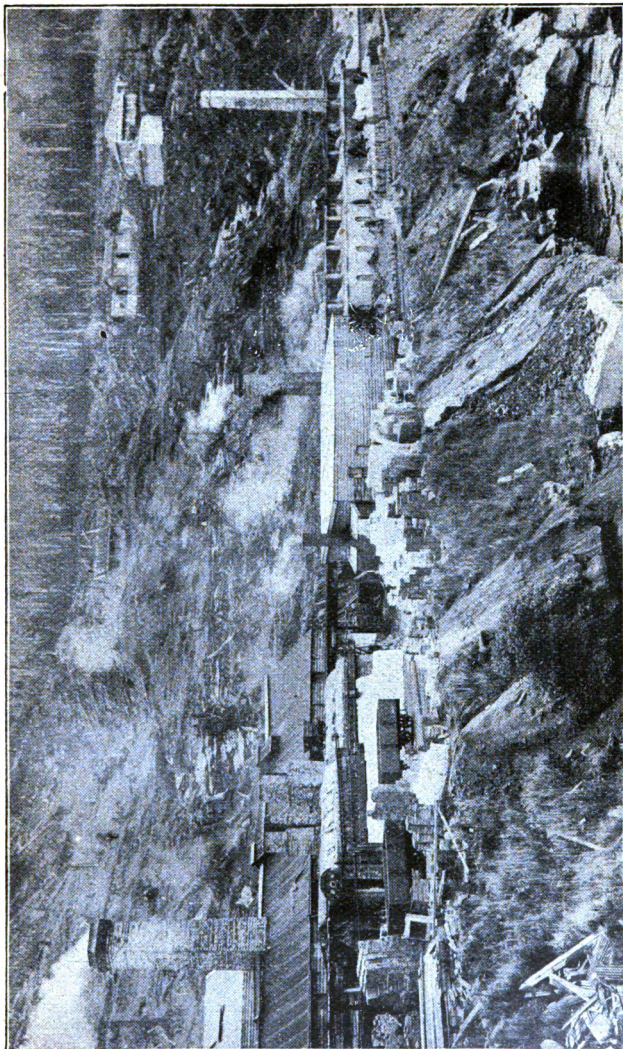
Ausbruch eines Geisers im Rotoruadistrikt.

hin unbewohnten Nordinsel gelandet sein. Die Eroberer breiteten sich bald auch über die Südinsel aus, soweit ihnen nicht die eisgepanzerten Höhen der dortigen Alpen Halt geboten. Vorher, so berichtet Ernst Wächter in der neuen Auflage von Hellwalds „Die Erde und ihre Völker“, waren gewissermaßen die

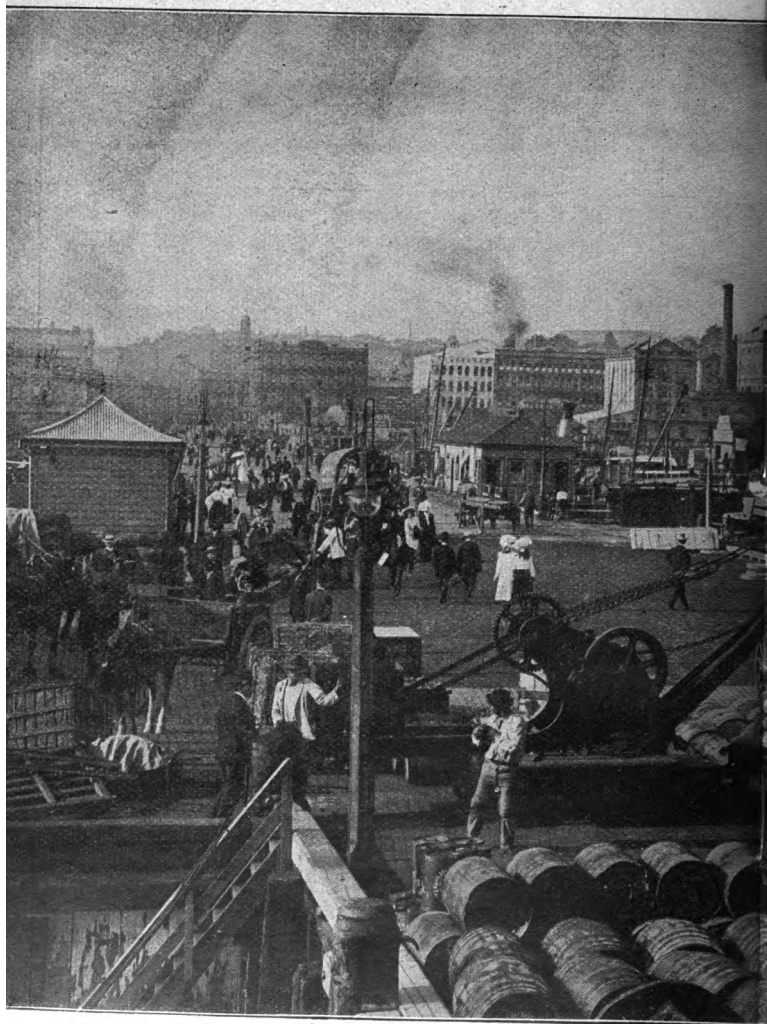
Herrn der neuseeländischen Inseln riesige strauchartige Vögel gewesen, die unbelästigt von menschlichen und tierischen Feinden bei reicher Nahrung ein Schlaraffenleben geführt hatten. Jetzt aber war es mit der Herrlichkeit der Moas — so wurden diese Vögel von den Maori genannt — aus. Mit Arten und Keulen bewaffnet, stellten ihnen die Menschen eifrig nach, um ihr Fleisch zu gewinnen, dessen sie so nötig bedurften. Denn sie besaßen außer halbwildem Hund keine Haustiere; Taro, Bataten, Melonen und andere Gemüse und Früchte hatten sie zwar in Hülle und Fülle, doch war an Fleischnahrung Mangel. Da es nun vor Ankunft der Europäer auch keine Säugetiere, ein paar Fledermäuse und Ratten ausgenommen, auf Neuseeland gab, auch die neuseeländischen Gewässer nur geringen Fischreichtum aufweisen, so waren die feisten Moas eine willkommene Beute. Scharenweise fielen sie unter den Streichen ihrer immer zahlreicher werdenden Verfolger; bald war der letzte Vogel in dem Magen hungriger Maorikrieger verschwunden, und von neuem trat Fleischnot ein, zumal auch die kleineren genießbaren Vogelarten, wie die ungeflügelten Schnepfenstrauße, die Kirwis, immer seltener wurden. Da ergaben sich die Maoris dem Kannibalismus.

Die beste Gelegenheit, ihre Gier nach Menschenfleisch zu befriedigen, boten die fast unaufhörlichen Kämpfe und Fehden der einzelnen Gefolgschaften und Kleinstaaten, in welche sich allmählich die einheitliche und stammverwandte Bevölkerung zersplittert hatte. Bei diesem beständigen Kriegszustande bildeten die Maoris ihre kriegerischen Anlagen mehr und mehr aus und entwickelten sich so zu jenen kühnen, schlauen und zähen Kämpfern, die selbst den überlegenen Waffen und der geschulten Taktik der Europäer erst nach jahrelangem

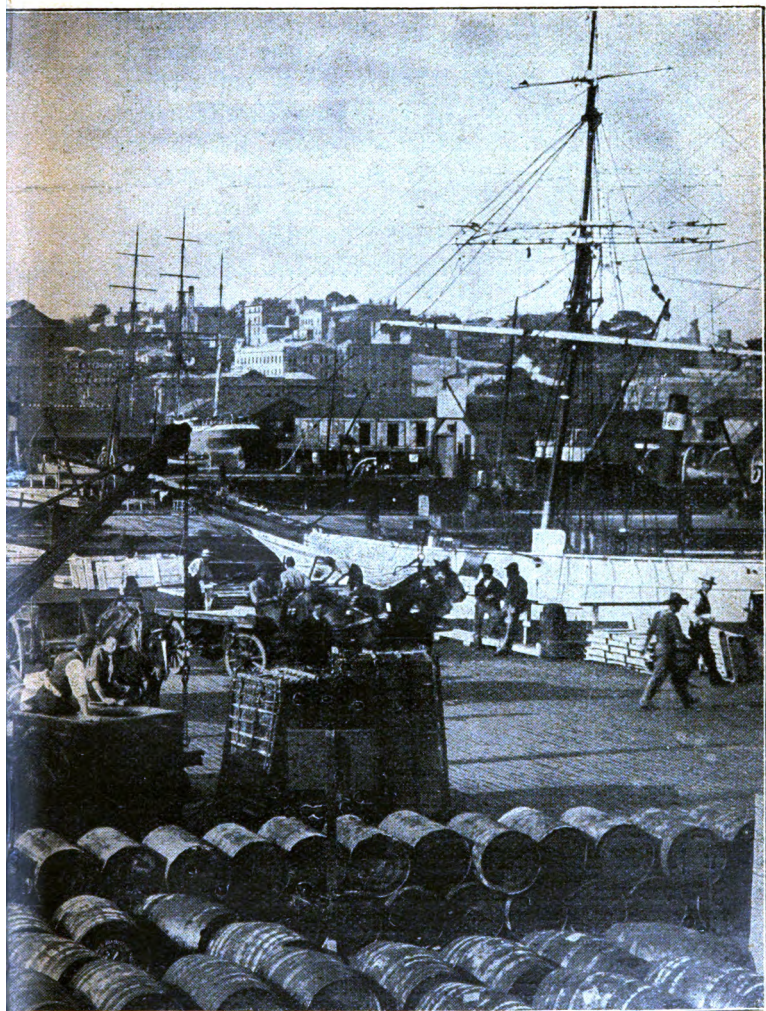




Kohlenbergwerk.

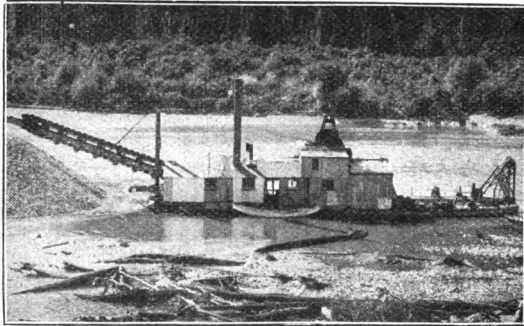


Auckland (Queen S



Street Wharf).

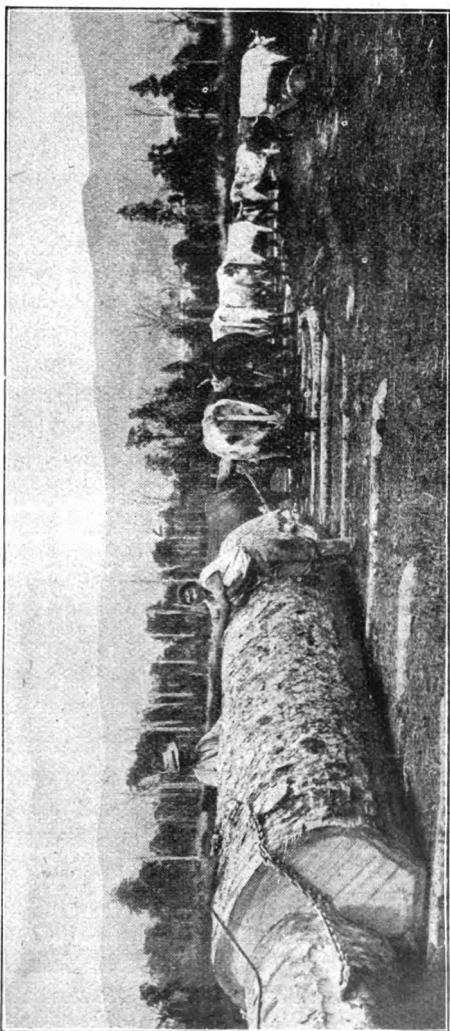
erbitterten Ringen unterlegen sind. Was ihre Kraft aber vorher schon innerlich schwächte, war der Branntwein. Die ersten Europäer, die sich auf Neuseeland niederließen, waren entflohene Strafkolonisten aus Australien. Diese Glenden gaben sich in der gewonnenen Freiheit einem üppigen Faulenzerleben hin und wußten die Maoris durch Verkauf von Rum an sich zu fesseln. Die Trunksucht wurde bald die ärgste Leidenschaft der Kannibalen. Seit 1814



Goldmühle im Gang.

haben Missionare aus England und Frankreich einen günstigen Einfluß auf zahlreiche Maoristämme ausgeübt. Blutige Kriege, die sieben Jahre lang die Nordinsel verheerten, störten das Missionswerk, das viele Maoris schon dem Kannibalismus entfremdet und zu friedlichen Ackerbauern umgewandelt hatte. Der Import von Vieh, Schafen, Pferden hatte den Grund zu etwas Viehzucht gelegt. 1839 sandte die englische Handelsgesellschaft „Neuseeland“ ihre erste Expedition ab und gründete ihre erste Ansiedlung, Wellington, am Port Nicholson auf der Südküste der Nordinsel, die hier durch den schmalen Meeresarm der Cookstraße

von der Südinsel getrennt wird. Im folgenden Jahre wurde zu Waitangi vom englischen Konsul Hobson ein Vertrag mit den Eingeborenen geschlossen, der Neuseeland zu einer selbstständigen Kolonie der britischen Krone erklärte. Kapitän Hobson wurde zum ersten Gouverneur, das im Norden der Nordinsel gegründete Auckland zum Sitz der Regierung und zur künftigen Haupt-



Transport gefällter Bäume zur Sägemühle.

stadt des Kolonialstaates bestimmt. Jetzt sind die an der Zahl freilich sehr zusammengeschmolzenen Maoris vollberechtigte Bürger in dem jungen, kräftig entwickelten, vom Mutterlande fast unabhängigen Kolonialstaat. Sie wurden friedliche Ackerbauer und Handwerker, schickten ihre Kinder fleißig in die für sie eigens eingerichteten trefflichen Elementarschulen, nahmen am politischen Leben regen Anteil und haben sogar die Ehre, zwei ihrer alten Häuptlinge im neuseeländischen Oberhaus zu sehen, während vier andere Maoris im Abgeordnetenhaus über das Wohl des Staates mitberaten und -abstimmen.

Frauen und Männer kleiden und schmücken sich längst ganz nach europäischer Art. Aber die veränderte Lebensweise und das Verschmelzen ihrer besten Elemente mit eingewanderten Europäern haben dem Volke auch allerlei Krankheiten zugeführt, die, wie die weiter fortbestehende Trunksucht, an seinem Marke zehren. Einen sehr in Betracht kommenden Zuwachs an Arbeitskräften stellt es der Kulturarbeit der Europäer auf Neuseeland nicht. Erwerbstrieb und Fleiß sind bei ihnen nicht stark entwickelt. Unsere Bilder zeigen einige ältere Leute sich die Zeit mit Geduldspielen und Kerbschnitzen vertreiben.

Es waren Privatgesellschaften von Auswanderern, die den Grund zu den heutigen Hafenstädten auf den beiden Hauptinseln legten. Diese Ansiedlungen wurden zum Kern von Provinzen, die zusammen den Bundesstaat bilden. Es sind deren außer den zwei Distrikten von kleineren Inseln neun. Vier auf der Nordinsel: Audland, Taranaki, Hawkebai und Wellington; fünf auf der Südinsel: Nelson, Marlborough, Canterbury, Westland und Otago. Jede Provinz hat einen von den Benutzern gewählten Vorsteher und eine eigene gesetzgebende Versammlung

für die lokalen Angelegenheiten, während die englische Regierung einen Gouverneur für den Gesamtstaat ernannt, dessen Hauptstadt anfangs Auckland war, jetzt aber das so recht in der Mitte der Doppelinsel



Holzfaller im »Busch«.

gelegene Wellington an der Cookstraße ist. Dem Gouverneur steht ein Ministerium zur Seite, das dem Parlamente verantwortlich ist. Zurzeit leitet Sir Joseph Ward die Regierung. Sein Vorgänger, Richard Seddon, vom Volke „King Dick“ genannt, hat viel zur

Herbeiführung des blühenden Zustandes der Kolonie beigetragen.

Der Leser findet auf den Seiten 177 und 184/185 Ansichten aus den beiden Hauptstädten Wellington im äußersten Süden der Nordinsel und Auckland auf dem gleichnamigen Isthmus, der eine weit nach Nordwesten vorgestreckte Halbinsel von dem übrigen Massiv der Nordinsel abschneuert.

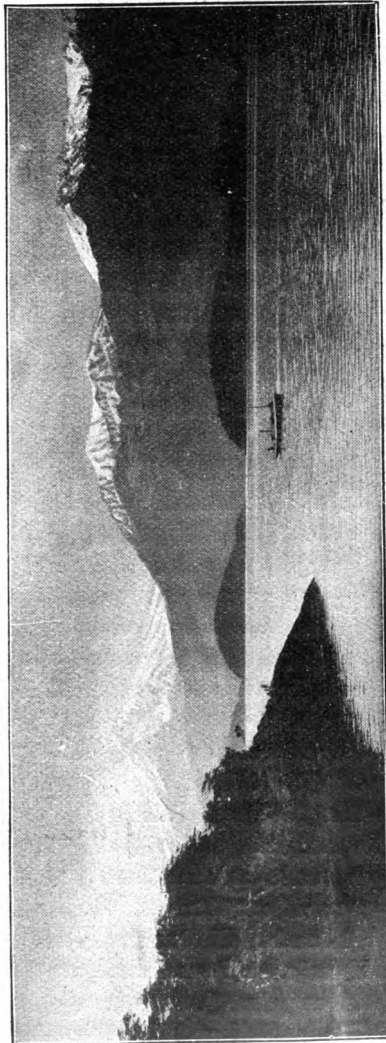
In beiden Städten sind alle Einrichtungen moderner Hafenplätze nach englischem Muster, Werften, Docks, Lagerhäuser, Fabriken zum Zurichten von Rohprodukten, Expeditionsgeschäfte großen Stils, Banken u. s. w., vorhanden. In handelspolitischer Hinsicht ist Auckland noch heute die Hauptstadt; es ist mit über 70,000 Einwohnern auch die größte Stadt von Neuseeland.

Die weltbeherrschende Lage des Archipels auf der ozeanischen Erdhälfte mußte den nördlichsten Häfen der Nordinsel am meisten zugute kommen. Hier landeten zuerst die aus Europa durch den Indischen Ozean kommenden Schiffe. Die Südspitze der Südinsel ist dagegen dem südlichen Polarkreis zugewendet. Auckland hat an der West- und der Ostküste Häfen; der an der sonst hafearmen Westküste gehört zur Manukau-bai, der auf der Ostküste zum Haurakigolf. Die Westseite Neuseelands ist Australien zugekehrt, und die Mehrzahl der Dampferlinien zwischen Neusüdwales und Neuseeland umfährt den Süden der Nordinsel durch die Cookstraße, um in einem der Häfen auf der Ostküste zu landen. Die wichtigsten Hafenplätze liegen im Haurakigolf.

Fast die ganze Nordinsel ist durchaus vulkanischer Natur. Im Flußgebiet des Waikatostromes, zumal in der Mitte der Insel, wo er den großen Tauposee nördlich durchfließt, tritt dieser vulkanische Charakter in



einer Weise zu Tage, die an den Yellowstonepark in den Rocky Mountains von Nordamerika erinnert. Kochendes Wasser bildet Tausende von dampfenden Springquellen, wie sie auch auf Island sich finden, die Silikate und Schwefel in den verschiedensten Formen und Farben ablagern, hier und dort auch über solche Ablagerungen in Kaskaden abfließen. In der Gegend von Kotorua finden sich besonders sehenswerte Geiser, die in bestimmten Pausen auf bestimmte kurze Fristen ihr heißes Wasser als dampfende Riesenfontänen in die Höhe senden. Südlich davon breitet der eben genannte See seine weite Wasserfläche aus, der von den



Der ManamapuriSee in den Ripen der Südbinzel.

Booten der an seinen Ufern besonders zahlreich wohnhaften Eingeborenen belebt ist. Im Süden des Sees erhebt sich der Ruapehu zu 2803 Meter und der halb erloschene Vulkan Tongariro zu 1981 Meter. Außer diesem besitzt Neuseeland noch einen zweiten tätigen Vulkan in dem viel niedrigeren Whakari auf White Island, einer kleinen Insel der Plantybai an der Ostküste der Nordinsel, dann aber eine sehr große Anzahl erloschener Krater, Luff- und Lavafegel, Schlacken- und Aschenfegel, deren sich allein 63 auf dem Isthmus von Audland befinden. Der vulkanische Teil des Hochlandes der Nordinsel endet im Südosten an den auf der Westseite steil aufsteigenden Schieferbergen, die sich gegen Osten in Stufen herabsenken.

Das Klima der Nordinsel ist im Norden von Audland auf der schon erwähnten, von sehr fruchtbaren Tälern durchzogenen Halbinsel halbtropisch, doch läßt es der ziemlich regelmäßig eintretende Regen und die Feuchtigkeit der Seeluft nie zu andauernder Trockenheit kommen. Der Boden der sanft ansteigenden Hügelreihen und Hochflächen der mittleren und südlichen Teile ist reich mit üppigen Wäldern bedeckt, die aber immer mehr dem Getreide- und Wiesenanbau, dem Obst- und Weinbau weichen. Die altheimische Flora ist ein eigentümliches Gemisch aus australischen, tropisch-indischen und südamerikanischen Elementen. Die häufigen Schlingpflanzen geben dem Urwald, dem „Busch“, ein fast tropisches Ansehen. Koniferen, Podocarpusarten, Farnbäume, die Arecapalme drängen sich in den Mischwäldern durcheinander. Der Boden der Lichtungen ist oft ganz von dem eßbaren Adlerfarn (*Pteris esculenta*) bedeckt, dessen Wurzel früher ein Hauptnahrungsmittel der Maoris war. Eigene Wälder bildet die schöne Kaurifichte (*Dam-*



Der Te-Rinau-See in den Alpen der Südtirol.

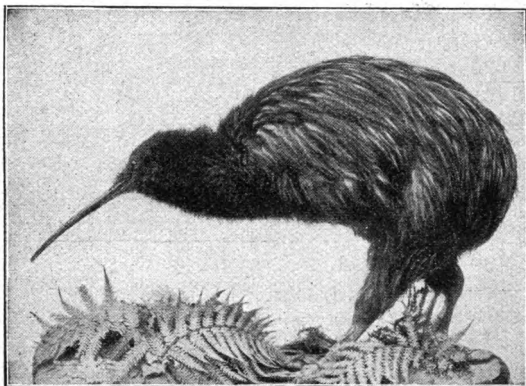
mara australis), von der das auch Kaurigummi genannte Kopalharz kommt, das ein eigentümlicher Ausfuhrartikel der Insel ist.

Unter Kopal versteht man eine Gruppe harter, schwer schmelzbarer Harze von sehr verschiedener Abstammung, die man auch in Ost- und Westafrika, in Ostindien, Südamerika in bestimmten Gegenden im Boden der Erde findet. Sie bilden Körner oder Knollen, sind innen durchsichtig, blaßgelb und bräunlichrot. Der Kaurikopal Neuseelands ist das vor langen Zeiträumen in die Erde getropfte Harz der Kaurifichte. Man gräbt nach ihm in Gegenden, wo früher Kauriwälder standen. Er gleicht dem Bernstein in vieler Beziehung und wird nach der Absonderung der Kruste durch die Harzsucher nach Amerika und Europa exportiert, wo man ihn als gutes, haltbares Surrogat für den kostspieligeren Bernstein verwendet. Das Sammeln von Kauriharz (die Engländer nennen es Gummi) ist ein von unbemittelten Einwanderern gern ergriffener Beruf.

Auf der Nordinsel gedeiht von alters her auch ein besonderer wildwachsender Flachs (*Phormium tenax*), der heutzutage in großen Mengen kultiviert und in Tausenden von kleinen Mühlen mittels eines neuerdings sehr vervollkommenen Apparates entfasert wird. Der neuseeländische Flachs, dessen lange wurzelständige, lineal-lanzettliche Blätter 60 bis 200 Zentimeter hoch werden, ist bei uns als Bierpflanze kein Fremdling mehr. Die zahlreichen roten Blüten stehen auf einem bis 2,5 Meter hohen Schaft in einer Rispe. Die Maoris verstanden schon früh die ungemein starke Faser zum Faden zu drehen und zur Herstellung von Matten und Geweben zu benutzen. Die Faser ist sehr fest und gegen Luft und Wasser außerordentlich wider-

standsfähig. Sie eignet sich daher vortrefflich zu Seilen und Schiffstauen. Gereinigt läßt sich die Faser auch zu feineren Gespinnsten und Geweben benützen, welche sich rein weiß bleichen lassen.

Ungemein hat sich im Norden der Nordinsel die Kultur von Obst und Früchten aller Art und von Wein gehoben. 26,000 Acres sind mit solchen Kulturen bedeckt, wovon 6000 Weinberge sind. Die Re-



Der Kiwi.

gierung unterstützt die Bemühungen der Pflanze, unter denen sich viele gebildete Leute befinden, durch das Entsenden von Wanderlehrern, welche namentlich über das Veredeln der Sorten, das Einmachen der Früchte nützliche Kenntnisse verbreiten und dem Export die Wege bereiten. So wachsen auch immer mehr die Ernten von Trauben, Äpfeln, Orangen, Zitronen, Rosinen, Stachel-, Johannis- und Himbeeren, Oliven, Bananen an. Die Marmeladefabrikation ist in großem Aufschwung.

Auch für die Zimmerholzindustrie ist Ausland ein

bedeutender Platz. An den Ufern des Wairoa arbeiten Hunderte von Sägemühlen. Der Reichtum an Rindern gestattet eine sehr einfache Art des Transports der gefällten Urwaldbäume nach der nächsten Sägemühle, von wo das zerlegte Holz in Flößen oder auf der Eisenbahn in die nächste Hafenstadt befördert wird.

Geologisch und auch klimatisch ganz anders geartet als die Nordinsel ist die Südinsel. Sie wird von einem schön gegliederten Alpengebirge mit hohen Gletscherbergen und großen, tiefen Seen beherrscht. Die buchtenreiche Nordküste an der Cookstraße mit dem Hafen Nelson ist von den felsigen Spencerbergen überragt, deren höchster Gipfel, der Franklin, 3050 Meter mißt. Die von den Flüssen Grey, Kawatiri, Waiautoa und Weiau-ua durchströmten Bergketten und Hochebenen, über die sich der Mount Odin zu 2975 Meter erhebt, finden ihren Abschluß an der die Täler der Flüsse Hurunnui und Taramakau verbindenden Einsenkung des Harperpasses, an deren Südseite das Hochgebirge der Neuseeländischen Alpen beginnt. Es erstreckt sich 300 Kilometer in südwestlicher Richtung und tritt im Südteil der Westküste der Insel ganz nahe. Die Kammhöhe ist 2700 bis 2800 Meter; die höchsten Spitzen sind der Mount Cook (4024 Meter), an dem der große Tasmanegletscher seinen Anfang nimmt, und der Mount Tasman (3755 Meter). Aus den Tälern ziehen sich Matten mit Alpengräsern und subalpinen Gebüschern oder dichte Buchenwälder gegen die Schneegrenze des Hochgebirges hinauf. Die Abfälle sind an den höchsten Bergen an der Westseite des gegen 100 Kilometer breiten Gebirgslandes schroff und steil, nach Osten dagegen allmählich abfallend. Ketten von Vorbergen werden von anmutigen Tälern, in denen die schönsten Gebirgsseen sich ausbreiten, durchschnitten. Mehrere

Pässe führen im nördlichen Teil der Alpen hinüber in den durch landschaftliche Schönheit wie durch reiche Goldablagerungen im Schwemmland ausgezeichneten, von Norden nach Süden immer schmaler zulaufenden Küstenstrich der Provinz Westland, während auf die östlichen Abhänge des Gebirges das Tiefland der Canterbury-Ebene folgt, der größten Neuseelands, von der die vulkanischen Berge der Halbinsel Banks links umschlossen werden. Im Süden der Südhälfte, westlich vom Tal des unteren Waitaki, findet sich das für die Viehzucht ganz besonders geeignete Hochland von Otago. Auch hier sind viele Seen; der größte, der Wakatipu, hat eine Oberfläche von 193 Quadratkilometer. An seinen Ufern liegen die Städte Queenstown und Kingston einander gegenüber. Sie sind durch eine Eisenbahn verbunden, von der eine treffliche Straße zu den südlichen Goldfeldern führt. Auf der Ostküste, die mit ihrer ganz gerade verlaufenden Schotterbank im ganzen der Schifffahrt wenig günstig ist, liegen die Städte Christchurch und Dunedin. Sie besitzen in Port Littleton und Port Chalmers gute Häfen.

Die beiden Provinzen Canterbury und Otago wenden ihre fruchtbaren Hochebenen den beiden bequemen Seehäfen zu. Die nördliche Provinz Nelson enthält in ihren Bergen gewaltige Kohlenlager, ferner Gold, Kupfer, Eisen. Marlborough besitzt wie die Hochebenen des Südens einen der Landwirtschaft sehr günstigen Boden. Die Steppenvegetation auf der Ostküste in Marlborough und Canterbury kommt der hier getriebenen Schafzucht entgegen. Das alpine Klima der mittleren und südlichen Teile der Insel ist dem Gedeihen der Herden und des von Europa herverpflanzten Getreides äußerst günstig. Unsere Haustiere und vegetabilischen Produkte vermehren sich dort

in wahrhaft wunderbarer Weise. Die Gesamtausfuhr aus Neuseeland betrug im Jahre 1904 über 240 Millionen Mark, wovon auf Wolle über 80 Millionen, auf gefrorenes Fleisch über 50 Millionen, auf Gold über 40 Millionen, auf Butter über 30 Millionen kamen.

Der neueste Schilderer von Neuseeland, E. W. Elington, dem wir viele Aufschlüsse über das wirtschaftliche Leben auf dem Archipel verdanken, schildert es als ein „Paradies für Auswanderer“. Durch das Einsetzen von Forellen und anderen Fischen in die Gebirgsflüsse und Seen, durch das Einführen lebendigen Wildes zu dem vielen wilden Geflügel, das auf den Inseln heimisch ist, ist jetzt auf den Inseln auch den Freunden des Fischerei- und Jagdsports Außerordentliches geboten. Wo der Kivi noch vorkommt, der sich tagsüber in Erdhöhlen versteckt hält, wird er Nachts bei Fackelschein gejagt. Die Preise der Nahrungsmittel betragen die Hälfte der englischen. Die Regierung des Landes legt den größten Wert darauf, das Entstehen des Großgrundbesitzertums auf der Insel zu verhindern, und fördert in jeder Weise die Ansiedlung von tüchtigen Arbeitskräften zur selbständigen Führung von kleineren Farmen.







## Aus dem Tagebuche eines Neugeborenen.

Don O. Stauf v. d. March.

(Nachdruck verboten.)

Es sind genau sieben Tage, daß ich das „Licht der Welt“ erblickt habe. Zum Jubilieren scheint dieser Zeitraum freilich noch etwas zu kurz, aber zur Buchung meiner Erlebnisse ist er lang genug, zumal ich schon so viel Interessantes erfahren habe.

Man sage, was man will — es ist keine Kleinigkeit, auf die Welt zu kommen. Ich bin schon gründlich untersucht, besüßt und beküßt worden. Wie ich bemerke, hat mich mein Unstern in eine äußerst zahlreiche, überwiegend weibliche Verwandtschaft geführt: eine Mutter, zwei Großmütter, sechs Tanten, zwölf Basen — Herz, was willst du noch mehr? Und alle sind gekommen, um mich zu beaugenscheinigen und zu küssen. Aber das ist bei weitem nicht alles: jede möchte mich anders füttern, anders einwindeln, anders einschläfern, und keine läßt sich die günstige Gelegenheit entgehen, eine Probe ihres Könnens auf der Stelle abzulegen. Das langweilt entsetzlich! Ich liebe die Ruhe und bin doch nicht zum Experimentieren in diesem sogenannten Tränental angelangt!

Das hab' ich den zubringlichen Leuten auch schon mehrmals deutlich genug zu verstehen gegeben, aber sie scheinen harthörig zu sein. Ich werde also noch lauter

protestieren müssen. Hingegen freut es mich außerordentlich, daß unsere engere Familie nicht besonders groß ist. Das sollte eigentlich der Grundsatz aller zielbewußten Neugeborenen sein: nur nicht in eine Familie, wo schon viele Kinder sind! Da kommt man in allem und jedem zu kurz, nur nicht dann, wenn es sich um „handgreifliche Erziehung“ handelt.

Wir sind unserer nur drei Stück. Rudi ist ein Bub, wie meine Wenigkeit, und Poldi ist ein Mädel. Beide sind natürlich älter als ich — fatal, daß man sich's nicht auswählen kann! Poldi scheint ein braves, gut erzogenes Kind zu sein; ich schätze sie auf sieben Jahre. Rudi wird wohl ein Jahr älter sein und ist jetzt schon ein Nichtsnuß allerersten Ranges.

Auf mich speziell hält Rudi gar nichts, was ich redlich wieder vergelte. Als man ihn zum ersten Male zu mir führte, mußte er vorerst einen tüchtigen Klaps kriegen, ehe er mir den Willkommfuß gab. Und da machte er mir noch das Sinn naß.

Neulich hat er mich ordentlich in Aufregung gebracht. Er ersah sich den Augenblick, wo ich ohne Gardedame war, und griff mir mit seinen schmierigen Fingern unter das Mützchen. Als ich durch mein Geschrei die Großmama herbeigerufen, redete er sich aus, er hätte sich bloß überzeugen wollen, ob ich auch Ohren besäße. So lange Ohren wie er habe ich freilich nicht und werde sie hoffentlich auch nicht kriegen. Es wundert mich nur, daß man seiner blöden Entschuldigung Glauben geschenkt hat.

Mit meiner Mama bin ich recht zufrieden. Sie hat mich überaus gern, tätschelt mich und entdeckt jeden Tag eine neue hervorragende Eigenschaft an mir.

Übrigens ist die Frau Tausendassel ein noch viel größerer Kolumbus in Hinsicht auf meine Talente;

diese, eine äußerst rührige Matrone, die alle Doktoren der Medizin und vielleicht auch der anderen Fakultäten in der Tasche hat, beschäftigt sich mit mir auß angelegentlichste und bemerkt unaufhörlich etwas Lobenswertes, so daß ich schon großen Respekt vor mir selbst habe. Bald wird aus mir ein „großer General“, bald ein „Erzbischof“ — ich mag tun, was ich will, alles ist von guter Vorbedeutung. Verhalt' ich mich wie ein Lamm, so tuschelt sie: „So a stilles Kinderl hab' ich mein Lebtag nöt g'seg'n, gnä' Frau!“ — brüll' ich wie ein angeschossener Auerochs, daß das Haus in seinen Grundfesten zittert, so schlägt sie die patzigen Hände bewundernd zusammen: „Dös wird a feiner Sängler, gnä' Frau!“

Mit Papa geht es ihr nicht so glatt. Der ist ein Rationalist durch und durch. Ihm genügt es nicht, wenn die Taufendassel die Temperatur des Bades mit ihren Fingern abschätzt — er kommt mit dem Thermometer anmarschiert. Sie hat ihn schon manchmal ausgelacht, daß er mich mit dem „Zollstab“ messe wie der Tischler sein Brett, und mit dem „Defa“ wäge, denn nach ihrer Ansicht ist der beste Maßstab das Bettchen und die verlässlichste Wage der Arm — davon aber wird sie den Papa nicht überzeugen, er ist und bleibt ein ungläubiger Thomas, solange er nicht alles in Graden und Grammen hat. Was mich betrifft, so muß ich gestehen, daß seine Versuche anfänglich sehr amüsan waren, aber jetzt immer langweiliger werden.

Übrigens gibt er sich im Verkehr mit mir recht herzlich, insbesondere küßt er mich oft, wobei mich nur ärgert, daß seine „Buserln“ so erbärmlich nach Tabak riechen. Ich begreife gar nicht, warum er nicht eine bessere Sorte raucht. Erlaubt das sein Einkommen nicht, dann soll er das Rauchen überhaupt lassen!

Eine hochwichtige Persönlichkeit unserer Familie ist die Großmama mütterlicherseits. Eine sehr achtbare, mit bewundernswerter Energie begabte Dame. Sie trägt für gewöhnlich eine schwarze Haube mit violetten Bändern. Papa meinte neulich: „Wenn ihr Kommandieren so weiter geht, wird sie bald meine Hosen tragen, die vom Großvater trägt sie ja schon!“ — aber ich denke, daß es dazu denn doch nicht kommen wird. Pappas Hosen wären ihr nämlich viel zu eng. Übrigens ruht das gesamte Hausregiment in ihren Händen.

2. Mai.

Gestern beim Abendessen gab's einen Heidenlärm. Polbi hat nämlich gefragt, ob mich jener Storch gebracht hat, der oben auf dem Glaskasten steht. Darüber haben alle furchtbar gelacht. — Das Mädel ist aber auch gar zu dumm!

6. Mai.

Da ist eine Base zu uns gekommen und hat sich angetragen, mir etwas vorzuspielen. Mama belobte sie dafür und sagte: „Spiel, Kind, spiel, solange du noch ledig bist! Sobald du verheiratet sein und Kinder haben wirst, kannst du ebensowenig dazu kommen wie ich!“ Das junge Mädchen — ich glaube, das dumme Ding heißt Mili — ward bis über die Ohren rot, senkte verschämt die vergißmeinnichtblauen Augen, setzte sich ans Klavier und spielte „Das Gebet der Jungfrau“. — Heiliger Bimbam! Die Deutchen sind doch noch sehr einfältig, trotz unseres elektrischen Fortschrittes, sie glauben, für Kinder ist alles gut — mögen sie doch nur lesen, was Altmeister Goethe über diesen Punkt geschrieben hat! — Aber ich habe ihnen meine Meinung auf deutsch gesagt. Schon nach den ersten Tacten des Geleiers fing ich gottsjämmerlich an zu schreien, so daß unser Phylax mit einstimmte, und ich ließ im

Berein mit ihm nicht eher nach, bis „Das Gebet der Jungfrau“ aufhörte.

8. Mai.

Es ist merkwürdig! Ich habe bis jetzt noch keinen eigentlichen Namen. Die Mutter sagt zwar „Mein Goldkinder!“ oder „Zuckerenger!“ — aber das heißt doch nichts; der Vater ruft mich „Karlschen!“, „Schrei-hals!“, „Struwelpeter!“ — aber darauf gebe ich auch kein Lebenszeichen von mir. Wenn er keinen besseren Namen für mich weiß! Ich weiß wirklich nicht, was ich vom Papa, der doch im allgemeinen als ein gebildeter Mann angesehen wird, denken soll. — Nächstens werde ich ihm doch den Standpunkt klarmachen!

10. Mai.

So, nun weiß ich, weshalb ich noch keinen bestimmten Namen habe — ich bin ja noch nicht getauft, gehöre demnach noch keiner Konfession an, bin weder in einer Matrikel eingetragen noch in einer Konfessionsliste — kurz, die Statistik weiß von mir ungefähr so viel als ich von ihr. Schöne Geschichte! Auf diesem Erdball leben beiläufig 1400 Millionen Menschen, aber ich gehöre nicht dazu, über mich geht man zur Tagesordnung über. Und warum? Weil Papa sich mit der Großmutter oder besser, weil sich Großmutter mit Papa nicht ins Einvernehmen setzen kann, wo die Taufe stattfinden soll. Papa tritt fürs Haus ein, Großmama für die Kirche — hie Welf, hie Waiblingen! — Papa hat rationell-sanitäre Gründe, Großmama traditionell-religiöse. Papa meint, ich könnte mich in der Kirche erkälten, krank werden und vielleicht gar sterben, Großmama behauptet hingegen, daß gerade die zu Hause getauften Kinder krank werden. Papa hat 999 Beispiele, Großmama 9999 und noch etwas darüber. Süßsche Aussichten das!

15. Mai.

Wir stehen noch immer dort, wo wir vor einer Woche standen. Keine Partei will nachgeben. Wenn man nur die Güte hätte, mich zu fragen! Aber wer wird das tun einem Säugling gegenüber — da heißt's ganz einfach: „Du verstehst noch nichts, hast keine Erfahrung!“ — Diese Erzphilister! Und sie wissen doch, daß Kinder und Narren die Wahrheit reden! Glauben tun sie's natürlich nicht — die Heuchler!

Aufrichtig gestanden, Papa wird mit seinem hygienischen Rationalismus auf die Dauer sehr, aber sehr fad. — Erkälten? Gibt's denn keine Vorkehrungen? Wenigstens könnt' ich eine Strecke spazieren fahren, mir die Leute ansehen, Eindrücke sammeln u. s. w. Diese vier Pfähle hab' ich schon gründlich satt!

20. Mai.

Wir sind durchgefallen! Trotz der erdrückenden Majorität durchgefallen — mit Pauken und Trompeten! Die Taufe wird zu Hause stattfinden. Großmama stellt sich, als ob sie ganz verhöhnt wäre mit ihrer zerfchmetternden Niederlage. Nur heute morgen, als man mich badete, wandte sie sich zu Mama und sagte: „Gott geb's, daß du den Bub'n g'sund behältst!“ Und schon kugelten ihr erbsengroße Tränen über die Waden.

Mama hat auch zu weinen angefangen. Madame Taufendassel zog ein paarmal an ihrer roten Nase und schluchzte. Großartig, was dies Weibsbild kann! Sie zieht an ihrer Nase wie an dem Schnürchen einer Spieluhr, und die Musik geht los. — Wie ich so allgemeines Stöhnen und Weinen sah, beziehungsweise hörte, überkam mich das Gefühl des Mitleids, und ich begann ebenfalls zu heulen, ärger als unser Phylax, wenn Pape Mili das Klavier bearbeitet. Gerade in

diesem Augenblicke erschien Großmama Nr. II in Begleitung von einem halben Duzend Gardedamen auf der Bildfläche. Da ging der Jammer erst an. Es war wie am Schlusse eines Ifflandschen Schauspiels: Alles in Tränen und Rührung aufgelöst.

21. Mai.

In der Küche geht's hoch her, im Salon wird gepuht und geschauert, selbst das Familienzimmer bleibt nicht verschont. Man bereitet ein großes „Diner“ mir zu Ehren. Eben empfang ich ein neues Hemdchen mit cremefarbigem Spitzen, weiters ein neues Häubchen mit rosenroten Maschen und endlich ein butterweiches Bettchen. Ich sehe sehr nobel aus. Den Herrn Pfarrer erwarten wir gegen drei Uhr. Mein Herr Pate hat sich schon eingefunden. Er hat die Ehre, der Bruder jener vielversprechenden Base zu sein, die mich neulich mit ihrem sehnächtigen „Gebet der Jungfrau“ so aufgebracht hat.

Der Herr Pate steckt in einer funkelnagelneuen Beamtenuniform, die er offenbar das erste Mal anhat, denn er bewegt sich darin noch ziemlich edig. Eines versteht er aber famos, nämlich bei passenden und unpassenden Gelegenheiten die Linke auf den Korb seines glitzernden Schwertes zu legen. Das gibt ihm etwas Imposantes, Kriegerisches, Heldenhaftes. Er hat den Papa auch gefragt, ob er bei dem feierlichen Akte den Degen an der Seite haben solle oder nicht. Man sah es ihm an der Nase an, daß er unaussprechlich unglücklich sein werde, wenn er die Mordwaffe abschnallen müßte. Papachen hat sich in Erwägung dieses Umstandes für die Weibhaltung der Mannhaftigkeit ausgesprochen. Ich meinerseits stimme dem aus ganzem Herzen bei, denn die Sache wird einen besonderen Anstrich haben.

22. Mai.

Es ist vorbei! Gott sei Dank! War das wieder eine Enttäuschung! Billigerweise hätte ich von dem mir zur Ehre vorbereiteten Gebratenen und Gebäckenen doch auch etwas erhalten sollen, aber — die Gäste haben alles selber gegessen. Ich spielte den Zuschauer, ich, ohne den die ganze Tafelei nicht gewesen wäre! Mich haben sie einander beim Mahle gezeigt wie ein Wunderbild und geküßt wie einen Talisman, und als ich gegen solch ein barbarisches Treiben energischen Protest erhob, fertigte mich die Mama mit einem saden Kinderbrei ab.

Am zufriedensten mit dem Fest war allem Anscheine nach Brüderchen Rudi. Erstaunlich, was dieser Junge im Essen und Trinken leisten kann! — Als man ihn endlich vom Tisch weg und ins Bett brachte, hat er Papa gefragt, ob bei uns bald wieder eine Taufe sein würde. Diese Frage weckte eine schredliche Heiterkeit. Papa blinzelte nach Mama hin und wisperte ihr etwas ins Ohr. Mama gab ihm dafür einen Klaps, aber augenscheinlich war's nur Spaß. Darauf meinte die Großmutter Nr. I mit honigsüßem Lächeln, es müsse zumindest noch eine Taufe stattfinden, damit das zweite Paar vollständig würde. Kaum hatte sie geendet, als der vergnügte Pate sein Glas erhob und schallend rief: „Alsdann, meine Damen und Herren, auf das nächste!“ Und alle stimmten lachend ein, indem sie ihre Gläser aneinanderstießen.

Nun, mir soll's recht sein!







## Opfer der Politik.

Ein zeitgemäßer Rückblick von Al. Cormans.

Mit 9 Illustrationen.

(Nachdruck verboten.)

**M**an wandelt nicht ungefährdet auf den Höhen der Menschheit. Wen Geburt oder Verdienst auf einen alles überragenden Platz gestellt haben, den wählt die Unzufriedenheit leicht zum Gegenstand ihres Hasses. Die politischen Fanatiker sterben nicht aus, und sie werden nicht klüger. Der Träger der höchsten Staatswürde ist für sie immer zugleich die Personifikation des Systems oder der Gesellschaftsordnung, die sie bekämpfen zu müssen glauben, und noch immer erscheint ihren unklaren Köpfen die gewalttätige Vernichtung des Staatsoberhauptes, der feige, ruchlose Meuchelmord, als ein geeignetes Mittel zur Beseitigung des verhassten Systems. Daß in einem konstitutionell regierten, noch mehr aber in einem Staatswesen mit republikanischer Verfassung der Tod des höchsten Würdenträgers heutzutage kaum jemals eine Umgestaltung der Verhältnisse nach dem Sinne der fanatischen Attentäter herbeizuführen vermag, daß sie ihre Hände sinnlos und zwecklos mit verbrecherisch vergoffenem Blute besudelt haben, kommt diesen verblendeten Schwarmgeistern immer erst zu spät zum Bewußtsein, und deshalb ist auch der beste und selbstloseste, der von den redlichsten Absichten beseelte Mann, den das Schicksal zum Staatsoberhaupt bestimmt hat, in keinem Augenblick seines Lebens sicher vor der Kugel oder dem Dolchstoß des Meuchelmörders.

Die blutige Tragödie von Lissabon, die am 1. Februar dieses Jahres zugleich mit dem mißliebig gewordenen König von Portugal auch seinen völlig schuldlosen ältesten Sohn aus der Zahl der Lebenden tilgte, während die Königin und der Prinz, der heute die dornenbesetzte portugiesische Königskrone trägt,



Abraham Lincoln, ermordet am 14. April 1865.

nur nie durch ein Wunder dem gleichen Schicksal entgingen, hat die trübe Erinnerung an ähnliche verbrecherische Verirrungen des fanatisierten Menschengeistes wachgerufen — die Erinnerung an eine wahrhaft erschreckend große Zahl von Mordanschlägen, denen während der letzten

Jahrzehnte nicht nur Monarchen und republikanische Präsidenten, sondern auch gekrönte Frauen ohne jede politische Bedeutung zum Opfer gefallen sind.

Ihre Reihe beginnt schon in den ersten Monaten des neunzehnten Jahrhunderts mit der Ermordung des Zaren Paul durch russische Edelleute. Dann folgt eine nur durch das erfolgreiche Attentat auf den Fürsten Danilo I. von Montenegro unterbrochene Pause, bis am 14. April 1865 in Fords Theater zu Washington der verhängnisvolle Pistolenschuß fiel, mit dem der Schauspieler John Wilkes Booth aus politischem Fana-

tismus dem Leben eines edlen und redlichen Mannes, des Präsidenten Abraham Lincoln, ein Ziel setzte. Wie ein Schrei der Empörung durchhallte es damals die Welt. Eine tiefgehende, wahrhaft nationale Trauer war es, die die Vereinigten Staaten von Amerika ihrem von Mörderhand gefallenen ersten Bürger widmeten. Dieser hagere, fast abenteuerlich häßliche Mann, der Ackerknecht, Holzhacker, Bootsmann, Ladengehilfe und Inhaber eines Aramlabens gewesen war, ehe er sich nach dem Bankrott seines kleinen Geschäfts der Advokatur und der Politik zuwandte, bleibt ja in der Geschichte des großen amerikanischen Staatenbundes unvergesslich als der siegreiche Vorkämpfer für die endgültige Beseitigung der menschenunwürdigen Regerkabare, die unter seiner Präsidentschaft in vierjährigem blutigen Bürgerkriege erzwungen wurde. Am 4. März 1865 hatte er als der populärste Mann Amerikas seinen zweiten Amtstermin angetreten, und sechs Wochen später trug man den Ermordeten zu Grabe, dem an Reinheit und Lauterkeit des Charakters wohl nur wenige politisch hervorragende Persönlichkeiten Amerikas verglichen werden dürfen.

Und wiederum ein „Befreier“, ein Staatsoberhaupt von ausgesprochen menschenfreundlicher und wohlwollender Gesinnung, war der nächste in der langen Reihe von Märtyrern der Politik. Am 13. März 1881 wurde Kaiser Alexander II. von Rußland, derselbe Monarch, dem seine Untertanen die Aufhebung der schmachvollen Leibeigenschaft verdankten, bei einem Bombenattentat auf der Fahrt nach dem Winterpalais zu St. Petersburg tödlich verwundet. Eine Anzahl vorausgegangener Attentate, die am 14. April 1879 aus unmittelbarer Nähe abgefeuerten Revolvergeschüsse des Nihilisten Solowjew, die am 1. Dezember des-

selben Jahres erfolgte Sprengung des unterminierten Schienenweges, den der kaiserliche Zug auf der Fahrt von Livadia nach Moskau passieren mußte, und endlich die in verbrecherischer Absicht am 17. Februar 1880



Alexander II , Kaiser von Rußland, ermordet am 13. März 1881.

im Winterpalais selbst herbeigeführte verheerende Explosion; bei der die kaiserliche Familie nur deshalb verschont blieb, weil die Verspätung eines zum Diner erwarteten Gastes sie abhielt, den Speisesaal zu der von den Verschwörern vorgesehenen Zeit zu betreten — alle diese ruchlosen Anschläge hatten den Zaren in der Absicht, seinem Volke eine freiheitlichere Verfassung zu geben, nicht beirren können. Ihr fertiggestellter Ent-

wurf lag auf seinem Schreibtisch, als man den Sterbenden mit völlig zerschmettertem Unterkörper in das Palais zurückbrachte.

Raum vier Monate später hatte der Telegraph von



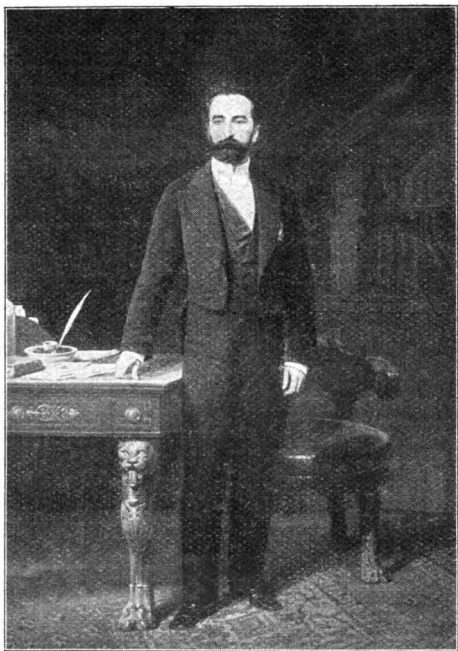
James A. Garfield, Präsident der Vereinigten Staaten, tödlich verwundet am 2. Juli 1881.

einer neuen Bluttat zu berichten, die in ihrer sinnlosen Nichtswürdigkeit lebhaft an die Ermordung Lincolns erinnerte, nur mit dem erschwerenden Unterschiede, daß ihr Urheber nicht einmal die zweifelhafte Entschuldigung des politischen Fanatismus für sich in Anspruch nehmen konnte. Denn der brotlose Stellenjäger Guiteau, der am 2. Juli 1881 den General Garfield, den zwanzigsten Präsidenten der Vereinigten

Staaten von Amerika, auf einem Bahnhof der Baltimore-Potomac-Eisenbahn durch einen Revolverchuß tödlich verletzete, war nichts als ein erbärmlicher Lump, der sein verpfushtes Leben mit einem Knalleffekt abzuschließen wünschte. Der Mann aber, den er heimtückisch gefällt, war gleich Lincoln einer der Besten seiner Nation. Auch er hatte sich aus den bescheidensten Anfängen zu seiner Höhe emporgerungen. Als Farmgehilfe, Zimmermann, Maultiertreiber und Bootsmann hatte er seine Jugend hingebracht. Eiserner Beharrlichkeit und nie ermüdender Fleiß verschafften ihm den Besitz einer Bildung, die ihn befähigte, schon in seinen besten Mannesjahren eine Professur für alte Sprachen zu bekleiden. Außergewöhnliche militärische Talente gewährten ihm die Möglichkeit, sich während des Bürgerkrieges in einer Weise auszuzeichnen, die ihm seine Ernennung zum Brigade- und später sogar zum Divisionsgeneral eintrug. Als Kandidat der republikanischen Partei war er im Juni 1880 zum Präsidenten erwählt worden. Am 4. März des darauffolgenden Jahres hatte er sein hohes Amt angetreten, und am 19. September 1881 starb er zu Long Branch nach den qualvollsten Leiden an der ihm von Guiteau beigebrachten Verwundung.

So wenig Garfields persönliche Eigenschaften die Vermutung erwecken konnten, daß er sich durch seine öffentliche Tätigkeit den tödlichen Haß irgend eines Menschen zugezogen habe, so wenig dachte die Welt an eine solche Gefahr für Sadi Carnot, den nach Grévy's Rücktritt gegen Ferry und Frencinet gewählten vierten Präsidenten der französischen Republik, denn der Grundcharakter seiner Präsidentschaft war der der politischen Mäßigung und der friedlichen Duldung. Einzig die Boulangisten, deren chauvinistischem Drängen

zu einem Kriege gegen Deutschland er sich entschieden widersezt hatte, mochten einige Veranlassung haben, mit ihm unzufrieden zu sein. Aber der Meuchelmörder, der seine Hand gegen Carnot erhob, kam nicht aus den



Sadi Carnot, Präsident der französischen Republik, tödlich verwundet am 24. Juni 1894.

Reihen dieser mehr großmüthigen als tatbereiten Gegner. Ein Anarchist italienischer Nationalität, Caserio mit Namen, ein Subjekt, dem es lediglich darum zu tun war, irgend einen „Großen“ zu treffen, verwundete am Abend des 24. Juni 1894 den Präsidenten Carnot, während er sich zu Lyon im offenen Wagen nach dem

Theater begeben wollte, durch einen Dolchstoß in den Unterleib, dem der Schwerverletzte am nächsten Tage erlag. In der Reihe der durch nichts motivierten und absolut zwecklosen Attentate ist die Ermordung dieses stillen, vornehmen, beinahe ängstlich zurückhaltenden Staatsmannes, der sich nach dem unmittelbar bevor-



Nassr-ed-din, Schah von Persien, ermordet  
am 1. Mai 1896.

stehenden Ablauf seiner Amtsperiode für immer ins Privatleben zurückzuziehen gedachte, ein besonders krasses Beispiel der wahnwitzigsten Unvernunft und der unheilvollen Verwirrung, die die Lehren anarchistischer Hezer in den Köpfen unreifer Menschen anzurichten vermögen.

Weniger überraschend und erschütternd war aus naheliegenden Gründen die Wirkung, welche die Kunde von der

am 1. Mai 1896 erfolgten Ermordung des Schahs Nassr-ed-din in Europa hervorbrachte. Wohl hatte sich der persische Herrscher infolge seiner wiederholten, mit ziemlichem Geräusch in Szene gesetzten Reisen auch im Abendlande einer gewissen Popularität erfreut, aber er war trotz seiner angeblichen „Aufgeklärtheit“ doch noch immer der Typus des asiatischen Despoten, der gänzlich rücksichtslos das von ihm beherrschte Land zu seinen



persönlichen Zwecken ausbeutete und in dessen Schätzung das Leben von Hunderten seiner Untertanen nicht viel schwerer wog, als ebensoviele Stück Wild. Ein fanatischer Mollah von der religiösen Sekte der Babi tötete den Nachkommen der ruhmvollen Radscharen am Portal der Gruftmoschee zu Teheran durch einen Revolver-schuß, natürlich mit keinem anderen Erfolge, als daß im persischen Reiche alles blieb, wie es bis zu diesem Tage gewesen war.

Am 25. August 1897 fiel Friarte Vorda, Präsident von Uruguay, der Privat-rache eines Offiziers zum Opfer.

Daß der Schurke, der am 29. Juli 1900 den König Humbert I. von Italien meuchle-risch ermordete, seiner Gefinnung nach nur ein Anarchist und seiner Nationalität nach

nur ein Italiener sein konnte, bedeutete nach der Heldentat des Caserio für das erschreckte Europa keine Überraschung mehr. Auch König Humbert stand wie Lincoln, Garfield und nach ihm Mac Kinley auf der Höhe seiner Volkstümlichkeit, als ihn die tödliche Kugel des Attentäters traf. Er hatte sich durch seine opferwillige Hilfsbereitschaft nach dem verderblichen Erdbeben von Casamicciola, wie durch die menschenfreundliche Unerfrodenheit, mit



Humbert I., König von Italien,  
ermordet am 29. Juli 1900.

der er während der furchtbaren Choleraepidemie in Neapel die Baracken und Spitäler aufgesucht, die aufrichtige Liebe seiner Untertanen erworben. Kein Berständiger konnte an seinem redlichen Willen zweifeln, die wirtschaftliche Lage der unteren italienischen Volksschichten zu bessern, und kein Mensch mit gesunden Sinnen konnte ihm die Verantwortung dafür aufbürden, daß der Erfolg seiner Bemühungen innerhalb der Grenzen des Möglichen und Erreichbaren bleiben mußte. Aber was bedeuten solche Erwägungen für den Fanatismus eines „echten“ Anarchisten! Als König Humbert nach einem Schauturnen in Monza eben seinen Wagen bestiegen hatte und stehend die begeisterten Grüße der Menge erwiderte, schoß der arbeitscheue „Arbeiter“ Angelo Bresci aus unmittelbarer Nähe auf den Monarchen, der alsbald sterbend zusammenbrach. Der Attentäter, mit Mühe vor der Wut der Augenzeugen gerettet, wurde zu lebenslänglichem Kerker verurteilt.

Dem fünfundzwanzigsten Präsidenten der Vereinigten Staaten von Nordamerika, William Mac Kintley, war es beschieden, das tragische Schicksal seiner Vorgänger Lincoln und Garfield zu teilen. Die unleugbare Tatsache, daß seine Amtsführung den Beginn des glänzendsten wirtschaftlichen und politischen Aufschwunges der Union bedeutet, und die — vom amerikanischen Standpunkt aus betrachtet — unbestreitbare Größe seiner Verdienste vermochten ihn ebensowenig vor diesem Geschick zu bewahren, wie die noch ganz frische Begeisterung der Yankee über die unter seiner Präsidentschaft erfolgte Annexion der Sandwichinseln und den siegreichen Verlauf des von ihm herbeigeführten spanisch-amerikanischen Krieges. Zum zweiten Male hatte er bei der Präsidentenwahl einen glänzenden Sieg

über seinen Gegenkandidaten Bryan davongetragen, und schier unbegrenzt waren die Hoffnungen, die man auf die weiteren Erfolge der von ihm verfolgten



William Mac Kinley, Präsident der Vereinigten Staaten,  
tödtlich verwundet am 6. September 1901.

Politik setzte, da gefiel es dem Anarchisten Czolgosc, ihn am 6. September 1901 anlässlich eines Besuches der panamerikanischen Ausstellung in Buffalo zur Zielscheibe seines Revolvers zu wählen.

Wesentlich andere Beweggründe, als sie für die

große Mehrzahl der vorstehend aufgeführten Verbrechen bestimmend waren, hatte die noch in frischester Erinnerung stehende Bluttat, deren Schauplatz in der



Alexander I., König von Serbien, ermordet am 10. Juni 1903.

Nacht vom 10. auf den 11. Juni 1903 das königliche Schlafgemach im alten Konak zu Belgrad war. Hier waren es nicht hirnerbrannte Anarchisten, sondern revoltierende Offiziere, die nach einem in regelrechter Verschwörung ausgeheckten Plane den Körper ihres Königs mit Revolvergeschüssen durchlöcherten und ihre Degen in das Blut seines Weibes tauchten. Von

diesen „Opfern der Politik“ weiß die Weltgeschichte freilich des Rühmlichen nicht gar zu viel zu berichten. König Alexander I. von Serbien, der physisch und



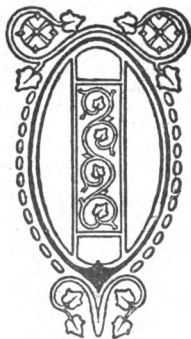
Draga, Königin von Serbien, ermordet am 10. Juni 1903.

moralisch stark degenerierte Sohn König Milans unseligen Andenkens, hatte sich nicht nur durch wiederholten eigenmächtigen Bruch der Verfassung, sondern noch mehr durch seine unwürdige Heirat mit der um neun Jahre älteren, auf eine sehr bewegte Vergangenheit zurückblickenden Draga Maschin längst alle Sympathien des serbischen Volkes verschertzt, und als er

gar mit dem Plane umging, einen Bruder der kinderlosen Draga zum Thronfolger zu ernennen, war sein Schicksal besiegelt.

Die öffentliche Meinung aller zivilisierten Nationen hat den in wahrhaft bestialischer Weise ausgeführten Königsmord von Belgrad ebenso rückhaltlos verdammt, wie sie jedes tückische und hinterlistige Verbrechen verdammen muß, das feige an einem Wehrlosen verübt wird, aber die serbische „Kultur“ ist ja noch immer eine halb asiatische, und serbische „Offiziere“ dürfen nicht mit dem Maße gemessen werden, nach dem in gesitteten Ländern die Angehörigen dieses Standes beurteilt werden. Die Urheber jener Bluttat mochten vielleicht überzeugt sein, patriotisch zu handeln, und die moralische Beschaffenheit ihrer Opfer hat ihnen vor dem Richterstuhl der Öffentlichkeit immerhin erwirkt, was wir im ordentlichen Strafprozeß als „mildernde Umstände“ zu bezeichnen pflegen.

Möge aber die grauenerregende Liste von „Opfern der Politik“ so bald keine Fortsetzung mehr finden.





## Mannigfaltiges.

(Nachdruck verboten.)

**Eine wahrhaftige Geistergeschichte.** — Ein starkes Gewitter hatte den bekannten Londoner Rechtsanwalt Leader im Sommer 1832 genötigt, in einem Gasthose einer kleinen Stadt einzukehren. Er fand im Wirtszlokal noch andere Reisende, die ebenfalls Schutz vor dem Wetter gesucht hatten. Man sprach natürlich über das Unwetter, und ein Herr äußerte, es wäre ein wahres Hexenwetter.

„Hexen und Gespenster lieben eine Mondscheinnacht nach solchem Wetter ganz besonders,“ fiel ernst einer der Anwesenden ein.

Sein Nachbar, ein junger lebenslustiger Student, lachte laut darüber und meinte, der Herr müsse ja mit Hexen und Gespenstern genau bekannt sein.

Das nahm der andere übel; es kam zu scharfen und dann zu groben Worten. Endlich zog der erste, der ein reisender Kaufmann zu sein schien, seine Börse, warf sie auf den Tisch und sagte: „Darin sind fünfzig Guineen, und ich will sie verlieren, wenn ich Ihnen nicht binnen einer Stunde jetzt, am hellen Tage, einen Ihrer verstorbenen Freunde zeige, sobald Sie ihm gestatten, Sie zu umarmen und zu küssen. Gehen Sie darauf ein, so setzen Sie fünfzig Guineen dagegen!“

„Fünfzig Guineen, Herr Hexenmeister,“ antwortete der junge Gegner, „sind für einen Studenten zu viel. Hier sind fünf. Beugnen Sie sich damit, so gilt die Wette.“

„Sie haben, wie es scheint, keinen Mut.“

„Herr, Sie werden anzüglich! Wenn ich das Geld hätte, so setzte ich es. Ich kann ja nicht leichter eine schöne Summe erwerben.“

Die Anwesenden, die die Sache interessierte, schossen zusammen, um die Summe für den Studenten zu erlegen.

Der Kaufmann schien seiner Sache so gewiß zu sein, daß er

lächelnd dem Studenten das zusammengelegte Geld übergab. Die Entscheidung sollte, wie die Gesellschaft bestimmte, in einem kleinen Gartenhäuschen stattfinden, das völlig frei neben dem Gasthof stand und nur ein Fenster und eine Tür hatte.

Der Student ging allein hinein. Tür und Fenster wurden geschlossen, und die ganze Gesellschaft blieb vor dem Häuschen stehen. Der Student hatte verlangt, seinen Freund Georg Villiers zu sehen, der vor drei Jahren in der Südsee ertrunken sei.

Der Kaufmann, dicht vor der Tür stehend, fragte nach einiger Zeit: „Sehen Sie etwas?“

„Ein weißliches Licht am Fenster,“ antwortete der Student drinnen.

„Fürchten Sie sich?“

„Noch lange nicht.“

„Was sehen Sie nun?“ fragte der Kaufmann, welcher die Arme seltsam bewegte.

„Das Licht sieht aus wie Nebel und wird größer.“

„Fürchten Sie sich jetzt?“

„Noch lange nicht.“

„Was sehen Sie nun?“

„Der Nebel bildet sich zu einer Gestalt — ist Georg — er tritt an den Tisch und schreibt seinen Namen.“

„Fürchten Sie sich noch immer nicht?“

„Nein.“

„Was sehen Sie nun?“

„Ach, er streckt die Arme nach mir aus — er verfolgt mich — Hilfe! Hilfe!“

Nun erfolgte ein entsetzlicher Schrei.

„Gehen Sie zu dem leichtsinnigen Menschen hinein,“ sagte der Geisterbeschwörer, „und beruhigen Sie ihn. Ich habe, denke ich, die Wette gewonnen, mache aber auf sein Geld keinen Anspruch. Er mag es behalten. Er ist gestraft genug.“

Damit ging er fort.

Der Rechtsanwalt und seine Begleiter gingen in das Häuschen und fanden den Studenten ohnmächtig am Boden liegen. Auf dem Tische lag ein Zettel mit dem Namen Georg Villiers.

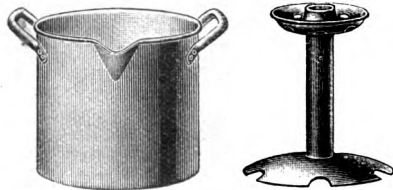
Sobald der junge Mann zu sich gekommen war, fragte er heftig



nach dem Fremden, der ihn einer so entsetzlichen Probe ausgesetzt habe, und da er ihn nicht mehr fand, lief er ihm wie wahnsinnig nach.

Die Reisenden hörten von beiden nichts mehr, bis sich später ergab, daß die beiden Schwindler zusammengehörten und ihre Komödie auch an anderen Orten gespielt hatten, um leichtgläubige Toren um ihr Geld zu bringen. C. T.

**Neue Erfindungen:** I. **Milchkocher „Frauenlob“.** — Immer ist von der Hausfrau darauf Wert gelegt worden, einen Kochtopf zum Sieden der Milch zu besitzen, welcher die angenehme Eigenschaft besitzt, seinen Inhalt nicht überkochen und nicht anbrennen zu lassen, zwei üble Untugenden der bisherigen Milchtopfe, welche schon oft den Erfindungsgeist herausgefordert und viele neuartige Konstruktionen von Milch siedetöpfen zur Folge

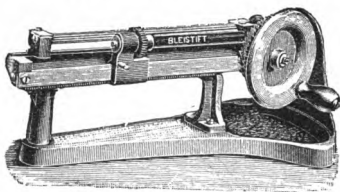


Milchkocher „Frauenlob“.

gehabt haben: allein das Anbrennen und Überkochen der Milch kommt noch heute vor. Der Firma Wihl. Giby in Düsseldorf, Stanz- und Emaillierwerke, ist es nun endlich gelungen, einen Apparat zu konstruieren, in dem stundenlang ohne jede Aufsicht gekocht werden kann, weil die Milch, sobald sie zu sieden beginnt, durch den Einsatz mit Rohr nach oben dringt und durch die in der oberen Schale des Einsatzes befindlichen Löcher wieder zurückfließt; sie kocht daher zuverlässig nicht über und brennt durch die fortgesetzte Bewegung auch nicht an. Der Milchkocher „Frauenlob“ wird in vorzüglicher Emailliermasse in verschiedenen Größen hergestellt und dürfte begeisterten Anklang finden.

II. **Bleistiftschärfmaschine „Jupiter“.** — Das Anspitzen der Bleistifte ist nicht jedermanns Sache, denn es ist eine Kunst, die geübt sein will und manchmal nie gelernt wird, so daß der Wunsch nach einer praktischen, leicht zu handhabenden Bleistiftschärfmaschine schon oft ausgesprochen wurde. Eine derartige Maschine bringt jetzt die Firma Guhl & Harbeck, Hamburg, Herren-

graben 26—29, in den Handel. In dem abgebildeten Maschinchen wird der Bleistift in zwei sich gegenüberstehenden Führungslöchern gehalten. Man ergreift den Stift, steckt ihn mit seiner Spitze in ein Loch und schiebt den Mitnehmer Schlitten so weit vor, bis der Bleistift mit seinem hinteren Ende in dem anderen Loch feststeht. Hierauf dreht man das Rad schnell herum und drückt mit einem Finger leicht auf den Hebel. Man kann hierdurch beliebig nach Wunsch Bleistifte ganz spitz oder auch weniger spitz anscharfen. Wenn nach langer Benutzung die Schneiden der Messerscheibe die Schärfe verlieren, so dreht man die Messerscheibe um, wodurch die andere Seite zum Schnitt kommt.



Bleistiftscharfmachine „Jupiter“.

Die Maschine arbeitet durchaus zuverlässig, ungemein rasch und schärft viertausend Stifte, bevor ein Nachschleifen der Messerscheibe erforderlich ist; sie spitzt achtzig Bleistifte in zehn Minuten an, steht mittels Gummifüßchen auf jedem Tisch und fängt die Holz- und Graphitspäne in sich auf; sie arbeitet mit der größten Leichtigkeit, ohne die Finger zu beschmutzen und ohne jemals eine Spitze abzubrechen. P. R.

**Sonderbare Hochzeitscherze.** — Ein junges Paar, das sich vor einigen Jahren in P. im nordamerikanischen Staate Iowa verheiratete, mußte an seinem Hochzeitstage einen eigentümlichen Scherz über sich ergehen lassen. Kaum war die Trauung vorüber, so wurden der Bräutigam und die Braut in einen Käfig gesetzt, den man sich zu diesem Zwecke von einer Menagerie entlehnt hatte, die sich gerade in der Umgegend aufhielt. Dann fuhr man den Käfig durch die Straßen unter Vorantritt einer Musikkapelle, welche lustige Hochzeitsmärsche spielte.

Derartige Scherze gehören zu den Lieblingszerstreuungen der Farmer im Norden, wie der Sohn eines solchen erfahren mußte, der selbst einem lustigen Scherz nicht abgeneigt war. Bei seiner Hochzeit, die vor fünf Jahren stattfand, wurden er und seine Braut, als sie gerade die Hochzeitsreise antreten wollten, von ihren „guten Freunden“ überfallen, in einen großen Eisenkäfig gesetzt und nach

der Station gefahren — unter dem Jubel der zusammengeströmten Menge, die auf die Ankündigung dieses Umzuges zusammenge laufen war. Als Hauptzugstück hatte man auf „Das Brautpaar im Löwentäfig“ hingewiesen.

Vor mehreren Jahren verheiratete sich in L. ein Gefängniswärter, und der Beruf des Bräutigams gab Gelegenheit zu einem eigenartigen Scherz, den sich seine Freunde mit ihm erlaubten. Als das Brautpaar die Kirche verließ, wurde es festgenommen, beiden die Hände gefesselt, und in dieser Verfassung wurde es nach Hause eskortiert. Eine große Menschenmenge gab ihnen das Geleit, die der Meinung war, zwei Erzverbrecher vor sich zu haben.

Noch weit unangenehmer spielte man einem alten Herrn von achtzig Jahren mit, der sich mit einem jungen Mädchen verheiratete. Als das Paar die Kirche verließ, wartete vor der Tür nicht die Hochzeitskutsche, sondern ein geschlossener Leichenwagen, in den man den alten Bräutigam setzte, während die Braut auf dem Bod neben dem Kutscher Platz nehmen mußte. Der Wagen wurde nun im langsamen Schritt durch die Straßen gefahren, und hinterher schritten die Freunde und Bekannten der jungen Frau als Trauernde gekleidet.

Zu einer ähnlichen Demonstration kam es kurz darauf, als ebenfalls ein Achtzigjähriger ein junges Mädchen heiratete. Als die Neuvermählten die Kirche verließen, fanden sie vor der Tür eine zahlreiche Menschenmenge, die auf sie wartete, darunter auch die Enkel des Bräutigams, von denen der eine einen Sarg, der andere eine große Wiege bei sich hatte. Das Paar suchte zu entflüpfen, doch der Rückzug wurde abgeschnitten, und sie waren den Quälgeistern auf Gnade und Ungnade anheimgefallen. Der Sarg wurde vortragen, und hinein legte man trotz seines Sträubens den alten „jungen Ehemann“, während die junge Frau, die erst über den Scherz gelacht hatte, in die Wiege gesteckt wurde, nachdem man ihr zunächst den Brautschmuck abgenommen. Sarg und Wiege wurden dann auf einen Wagen gesetzt, und dieser unter lautem Gelächter der Zuschauer nach der Behausung des Bräutigams und der Braut gefahren, wo man beide endlich freiließ.

Einen weiteren derartigen Scherz erlaubte man sich, als ein korpulenter Mann von etwa zweihundert Pfund eine Dame von gleichem Gewicht heiratete. Das Paar wurde nicht ohne Schwierig-

reiten in einen Wagen gesetzt, den man von vier fetten Ochsen nach Hause fahren ließ unter Begleitung einer Anzahl von Platatträgern, von denen jeder ein großes Schild bei sich trug, auf dem die Anzeige eines bekannten Mittels gegen Fettleibigkeit wiedergegeben war. Voran schritt ein Mann mit einer riesenhaften Fahne, auf der das Brautpaar abgebildet war.

M. N.

**Wenn Frauen etwas beschreiben.** — Eine alte Dame hatte ihren Gepäckschein verloren, und der das Gepäck ausliefernde Beamte forderte sie auf, den Inhalt des Koffers anzugeben, den sie als ihr Eigentum bezeichnete, um sicher zu sein, daß er ihr auch wirklich gehöre.

„Schön,“ sagte sie. „Zu oberst also werden Sie eine rotseidene Bluse mit weißen Punkten finden, die ich meiner Nichte Emma zum Geschenk machen will. Daneben liegt eine weiße Chenillepelerine, die ich meiner Schwester Ida mitbringe.“

„Gut — ich sehe schon,“ unterbrach sie der Beamte.

„Dann,“ fuhr sie fort, ohne sich stören zu lassen, „zeigt sich mein gutes braunseidenes Gesellschaftskleid, daneben mein schwarzes Atlasmantelet mit Spitzen, darunter eine gestrickte Weste für meinen Schwager — er ist nämlich Landwirt — rechts davon eine rote Pferdeleine für seinen jüngsten Sohn, den Edmund — meine Tochter Franziska hat sie ihm selber gehäkelt — auf der anderen Seite ein Buch mit vielen Abbildungen, bunten Schmetterlingen, für den älteren Sohn Johannes, der nämlich fürs Schmetterlings-sammeln schwärmt, dann kommen —“

„Es ist schon gut, liebe Frau, ich bin überzeugt —“

Aber die gute Dame war zu gut im Zuge und fuhr ohne Aufenthalt fort: „Jetzt kommen sechs Schürzen, weiß, mit hübscher Spitze, für die Dienstmädchen, dann für mich zwei Extrablusen, ein schwarzer Rock und zu unterst ein wollener Unterrock —“

„Nun hören Sie aber auf, ich weiß genug —“

„In den Seitentaschen stecken drei Hemden, sechs Paar Strümpfe, zwei Nachjacken, ein Duzend Taschentücher — alles mit E. P. gezeichnet — und eine Zahnbürste, zwei Reservezähne, denn ich habe —“

Nun endlich hielt sie inne und blickte erstaunt auf, denn die Beamten hatten sich sämtlich geflüchtet.

C. D.

**Wertvolle Taler.** — Obwohl der Taler seine Rolle ausgespielt hat und nicht mehr als gesetzliches Zahlungsmittel gilt, dürfte doch die Mitteilung einiger Preise, wie sie kürzlich bei der Versteigerung einer berühmten Talersammlung erzielt wurden, von Interesse sein, zumal von diesem oder jenem gewiß irgendwo eine dieser Seltenheiten als „Andenken“ aufbewahrt wird. Diese Talersammlung — zusammen 686 Stück — wurde für einen Gesamterlös von 45,000 Mark verkauft. Der frühere Besitzer der Sammlung hatte nur Taler der heutigen deutschen Bundesstaaten aus dem achtzehnten und neunzehnten Jahrhundert gesammelt und zwar ausschließlich Stücke, die sich durch Seltenheit oder besondere Schönheit der Erhaltung auszeichneten. Mit besonderer Vorliebe hatte er Probemünzen erworben, die nur in wenigen Exemplaren geprägt und nicht im Verkehr gewesen waren.

Bei der Versteigerung erzielte den höchsten Preis der sogenannte „Hoymtaler“. Auf der Rückseite zeigt dieser Taler den gekrönten Adler auf Armaturen, darüber die Inschrift: „D. 20. August“ darunter steht: „17 B 81“. Dieses Stück hatte die Breslauer Judenschaft auf den Geburtstag des Ministers von Schlesien, Grafen v. Hoym, schlagen lassen. Dieser aber klagte den Münzmeister deshalb an und ließ alle noch erlangbaren Stücke einschmelzen. Im Jahre 1876 kostete der Hoymtaler auf einer Versteigerung nur sieben Mark, bei der Versteigerung der Sammlung Kallisch von Horn im Jahre 1904 bezahlte man 1775 Mark dafür und jetzt wurde er mit 1925 Mark für nicht zu teuer bezahlt erachtet.

Der sogenannte Papageientaler von 1785 erzielte den schönen Preis von 1900 Mark. Dieser Taler ist ein nicht in Verkehr gekommener Probetaler mit dem Münzbuchstaben A (Berlin). Der preussische Adler ist von einem ovalen Ring umschlossen, so daß er aussieht wie ein Papagei im Ringe. Der dritthöchste Preis wurde für den Taler mit dem Schnürchen bezahlt, nämlich 1250 Mark, dieser Taler ist eine sächsische Probemünze von 1816 mit einer fardelartigen Verzierung am Rande. Ferner zahlte man für einen Ausbeutetaler 1711 aus dem Bergwerke Birnbaumer Zug 390 Mark, für den Mannheimer Konventionstaler 285 Mark, den hannoverschen Ernst-August-Taler aus Feinsilber vom Jahre 1840 mit dem veränderten Wappen 1075 Mark.

Man sieht, die guten alten Taler werden mit Gold reichlich und überreichlich aufgewogen, und jeder, der noch solche alte Seltenheiten im Besitz hat, wenn sie auch nicht gerade den hier genannten entsprechen, sollte, ehe er sie veräußert, sich an einen Kenner um Auskunft darüber wenden. Allerdings werden nur wirkliche Seltenheiten so hoch bezahlt. W. St.

**Eine merkwürdige Zahl.** — In einer alten Chronik wird eine ganz merkwürdige Zahl erwähnt, gewissermaßen eine Phönixzahl, denn wie der wunderbare Vogel Phönix aus der Asche immer wieder ersteht, so kommt diese Zahl aus den verschiedensten Multiplikationsoperationen, die man mit ihr vornimmt, immer wieder zum Vorschein. Diese Zahl lautet: 526,315,789,473,684,210.

Man multipliziere sie mit 2 und man erhält 1,052,631,578,947,368,420.

Von der 0 an hat man fast die ganze alte Zahl wieder. Man multipliziere mit 3 und man erhält die Zahl ebenfalls wieder, nur in anderer Gruppierung, denn es folgt hinter der kleinen Gruppe 15 die große Zifferngruppe 789,473,684,210 und dann die Gruppe 5263. Zum Schluß selbstverständlich noch eine Null. Mit 5 multipliziert, erhält man die ganze Zahl wieder, nur steht die erste 5 als letzte Ziffer vor der Null. Mit irgend einer anderen Ziffer multipliziert, zum Beispiel mit 7, bekommt man erst die Gruppe 3,684,210, dann die Gruppe 52,631,578,947 mit der Null zum Schluß. Dasselbe Resultat bei der Multiplikation mit zweistelligen Zahlen. Zum Beispiel mit 24, nach 1 folgt die Zahl 26,315,789,473,684,210 und dann noch eine 4 und eine Null. und die aus der Gruppe herausfallende 1 und 4 ergeben in der Addition die zur vollständigen Zahl noch fehlende 5.

Auch bei der Multiplikation mit drei- und mehrstelligen Zahlen kehrt die geheimnisvolle Zahl immer wieder, und zwar so, daß die kleine Zahlengruppe, die an der vollständigen ursprünglichen Zahl etwa fehlt, sich durch Addition der von dieser abweichenden Zahlengruppen ergibt. Zum Beispiel wenn man die Zahl mit 9753 multipliziert, erhält man die ursprüngliche Zahl in der großen Gruppe 315,789,473,684,210; vor dieser steht dann noch die Zahl 513 und hinter ihr die Zahl 013; die Addition dieser beiden 513 und 013 ergibt aber die zur vollständigen Zahl noch fehlende Gruppe

526. Multipliziert man mit der umgekehrten Zahl 3579, so tritt die letzte Eigentümlichkeit noch auffälliger hervor. Man erhält als Resultat erst eine zunächst ganz unmotiviert erscheinende 188, dann die beiden großen Gruppen 3,684,210 und 52,631,578 aus der ursprünglichen Zahlenreihe, zum Schluß wieder eine völlig unmotiviert erscheinende Zahl, nämlich 759 und die selbstverständliche Endnull. Man addiere aber die 188 zur 759, und man erhält die dritte, zur vollständigen ursprünglichen Zahlenreihe noch fehlende Gruppe 947.

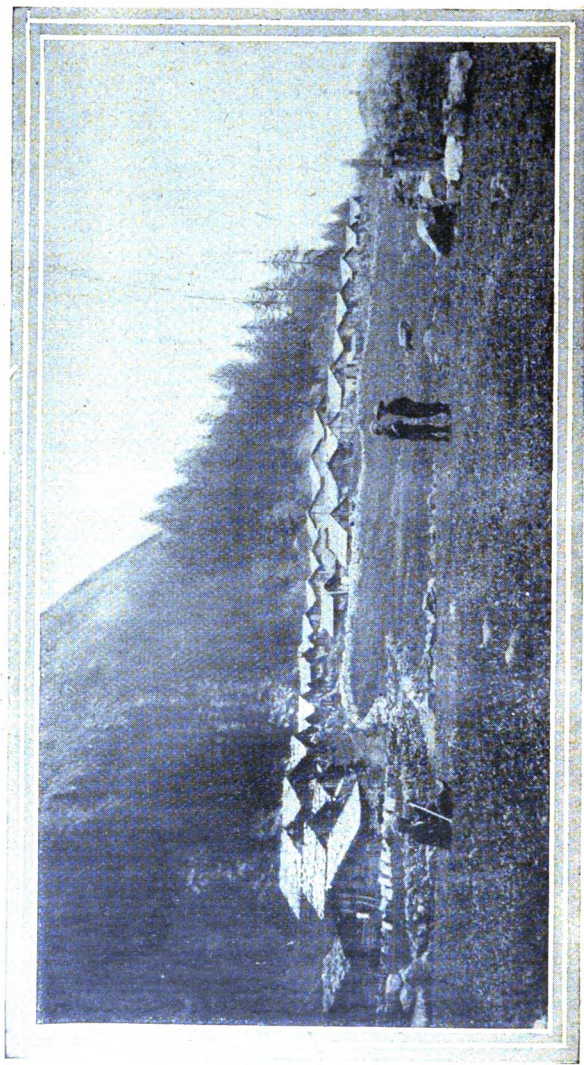
Übrigens hat die Ziffer noch weitere Eigentümlichkeiten. Wenn man von der aus neun Ziffern bestehenden ersten Hälfte der achtzehnstelligen Zahl die zweite Hälfte abzieht, so erhält man als Resultat wieder die erste Hälfte, und umgekehrt erhält man die zweite Hälfte als Resultat der Subtraktion der ersten von der zweiten. Zählt man aber die erste mit der zweiten Hälfte zusammen, so gibt es lauter Neunen, eine Zahl, die aus neun Neunen besteht. Wenn man die Zahl umkehrt, so daß die Schlußnull voran, und die Anfangsfünf an der letzten Stelle steht, und man zählt diese umgekehrte Zahl zu der ursprünglichen zu, so erhält man eine Zahl, deren zweite Hälfte mit einer einzigen kleinen Abweichung das genaue Spiegelbild der ersten Hälfte ist, und auch diese beiden Hälften, zusammenaddiert, liefern lauter Neunen.

Auch sonst spielt die Neun eine Rolle bei der merkwürdigen Zahl; wenn man die achtzehn Ziffern, aus denen sie besteht, zusammenzählt, erhält man die Summe 81, das ist 9 mal 9. Wir haben noch die Zahl mit sich selbst multipliziert und erhielten eine sechsunddreißigstellige Zahl, die mit der ursprünglichen gar nichts gemein zu haben schien, denn sie lautet:

277,008,310,249,307,478,670,360,110,803,324,100.

Als wir sie aber in ihre beiden Hälften abteilten und diese addierten, erschien als Summe wieder die geheimnisvolle Reihe, nur daß voran die Gruppe 9,473,684,210 stand und dann erst die andere Gruppe 52,631,578 folgte. Also auch bei dieser umfangreichen Operation erwies sie sich als Phönixzahl. Bitte nachzurechnen! D. C.

**Die kleinste Republik der Welt.** — Allgemein wird San Marino in Mittelitalien für das kleinste europäische Staatengebilde gehalten. Aber es gibt noch ein viel kleineres, nämlich die Republik



Salaufe im Kanton Valais.

Phot. Quantin & Co.



Salause im schweizerischen Kanton Wallis. Salause liegt am Ostfuß des Dent du Midi, jenes vielzackigen Bergmassivs, das mit dem Schloß Chillon die berühmte Umrahmung des oberen Genfer Sees bildet. Die ganze Republik umfaßt nur eine Reihe von Hütten mit den dazu gehörigen Weidegründen für die Herden. An ihrer Spitze stehen vier Repräsentanten, die jährlich gewählt werden. Sie besorgen alle Amtsgeschäfte unabhängig von einer höheren Aufsichtsbehörde, da der kleine Staat keinem Kanton eingegliedert ist. Th.S.

**Eine Schreckensszene.** — Ein amerikanischer Offizier, der in dem Kriege mit Mexiko in die Hände von Guerilleros gefallen war und von diesen, auf ein Maultier geschnürt, ins Landinnere mitgeschleppt wurde, erzählte folgenden Vorfall.

Dem Zuge hatte sich eine mexikanische Familie angeschlossen. Am heißen Mittag wurde in einem Walde Raft gemacht. Den Offizier wie seine Mitgefangenen warf man zur Erde, so daß sie sich nicht rühren konnten. „In einiger Entfernung“ — so erzählt der Offizier — „bemerkte ich, daß zwei Hängematten aufgehängt waren, und zwar unter Palmen; in diesen Hängematten ruhten zwei junge Mädchen und schliefen. Ein Fuß der einen Schläferin, bekleidet mit einem niedlichen Atlaschuh, war über den Rand des hängenden Lagers gerutscht und hing nachlässig herab. Der Kopf ruhte auf einem seidenen Kissen, und eine Flechte des schwarzen Haars, die sich losgelöst hatte, hing bis fast auf den Boden herab. Die Palmen waren oben durch Lianen miteinander verschlungen, und meine Aufmerksamkeit wurde von der schönen Schläferin bald ab und auf einen grauenhaften Gegenstand gelenkt. Ich bemerkte nämlich an der starken Liane eine Bewegung, und bald fiel mir auch ein helles Funkeln auf. Als ich schärfer hinblickte, erkannte ich zu meinem Entsetzen, daß sich an der Liane eine große Schlange hinwand. Sie kam von oben herab, rollte nun einige ihrer Ringel auf und streckte ihren glitzernden Hals gerade über der Hängematte aus. Da sah ich auch die Kappe auf dem Kopfe des häßlichen Tieres und erkannte daran das gefürchtete Ungetüm, die Cobra de Cabello. In dieser Stellung blieb sie einige Augenblicke völlig regungslos, den Hals stolz gebogen, gleich dem eines Schwanes, während der Kopf sich etwa handhoch von dem Gesichte der Schläferin befand. Allmählich begann sie langsam hin und her zu schwingen, wobei

ein leises Zischen aus ihrem geöffneten Rachen klang; die Klappe auf dem Kopfe schwellte und erhöhte das schreckliche Aussehen des Tieres noch mehr. Von Zeit zu Zeit zeigten sich auch die Zähne, die wie Diamanten in der Sonne bligten. Ich sah alles das, ohne mich rühren zu können. Meine Seele lag ebenso in Banden wie mein Körper; aber selbst wenn ich frei gewesen wäre, würde ich keine Hilfe haben bringen können. Ich wußte, daß die einzige Hoffnung auf Rettung das Schweigen und die Ruhe des Mädchens war. Vielleicht biß die Schlange nicht, wenn sie nicht gereizt wurde. Da bewegte sich das Mädchen! Jetzt schießt das Ungetüm gewiß auf sie los. Noch nicht. Das Mädchen lag wieder still. Jetzt — sie zittert — die Hängematte bebt. Da knallt plötzlich ein Schuß, die Schlange zog den Kopf zurück, ihre Ringe lösten sich auf, und sie fiel auf den Boden, wo sie noch im Todeskampfe zuckte. Die Mädchen sprangen aus der Hängematte — sie waren einer furchtbaren Gefahr noch im letzten Augenblick entgangen. C. L.

**Seltfame Maler.** — Ein amerikanischer Maler malt die schönsten Dämmerstimmungen mit ganz gewöhnlicher Stiefelwische. Keiner Palette bedarf er, keines Pinsels, mit einer groben Wischbürste schafft er seine wunderlichen Kunstwerke. Eine fabelhafte Gewandtheit hat sich dieser originelle Künstler mit der Zeit angeeignet. Einige Tropfen Wische werden auf die Leinwand gebracht, er verteilt mit der Bürste in großen Tupsen Licht und Schatten und dabei geknigt es ihm, die zartesten Stimmungen zu erzielen; mit seinem groben Material schafft er flimmernde Zwieliichtsbeleuchtungen, Nachtstimmungen, nebelhaft verdämmerte Konturen, und erzielt so Wirkungen, die in ihrer Eigenart wohl einzig dastehen.

Ein englischer Künstler sieht die Welt in Rosa, denn er malt mit Zahnpasta. Eine Zahnbürste ersetzt ihm den Pinsel, und mit ihr gelingen ihm allerlei duftige Miniaturen oder elegante Motive, die einer Anlehnung an die französischen Meister des achtzehnten Jahrhunderts entstammen.

In Milwaukee ersetzt ein Künstler den Farbauftrag durch Schmetterlingsflügel. Kürzlich stellte er ein Bild aus, das im byzantinischen Stil die Jungfrau mit dem Christuskinde darstellt, und allgemein war man entzückt von dem zarten, koloristischen

Effekt, der durch die mosaikartig aufgehefteten Schmetterlingsflügel entstanden war.

Eine Amerikanerin, Frau Martha R. Cooper aus Concord, zeichnet auf Schimmel. Eines Tages, als sie im Walde spazieren ging und eine Anzahl abgestorbener Schimmelüberzogener Baumstämme sah, kam ihr plötzlich ein Gedanke. Man malt ja auf Samt, warum sollte man auf diesem hellen, zarten Schimmel nicht auch malen? Sie versuchte es, und alle Welt war von dieser neuen Kunstidee entzückt. C. T.

**Ein interessantes Altenstück.** — Als ein für die Geschichte der Zeitungspressen interessantes Altenstück aus der Zeit der Völkerschlacht bei Leipzig verdient ein Erlaß des Fürsten Schwarzenberg an den Buchhändler Friedrich Arnold Brockhaus zur Herausgabe eines periodischen Blattes der Vergessenheit entrisen zu werden. Derselbe ist in der ersten vom 14. Oktober 1813 datierten Nummer der von dem genannten, damals noch in Altenburg etablierten Buchhändler herausgegebenen „Deutschen Blätter“ enthalten und lautet folgendermaßen: „Dem Buchhändler Brockhaus von hier wird hiermit befohlen, alle von seiten der Hohen Alliirten teils schon erschienenen, teils in der Zukunft noch zu erscheinenden Nachrichten und offizielle Schriften durch den Druck bekannt zu machen, und sie mittels eines periodischen Blattes, welches jedoch der Zensur des jedesmaligen Herrn Platzkommandanten unterliegt, dem Publikum mitzuteilen. Gegeben im Hauptquartier Altenburg, den 13. Oktober 1813 auf Befehl Seiner Durchlaucht des k. k. en chef kommandierenden Herrn Feldmarschalls Fürsten von Schwarzenberg.“

Das Hauptquartier der alliirten Armee wurde am Morgen des 15. Oktober von Altenburg nach Pegau verlegt. In der dritten Nummer der „Deutschen Blätter“ vom 17. Oktober findet sich die erste Nachricht über die Schlacht vom 16. Oktober, jedoch erst nur von einer „äußerst heftigen Kanonade“ sprechend, die man den ganzen Tag über in Altenburg gehört habe. In Nummer vier und fünf vom 18. und 19. Oktober werden dann schon nähere Mitteilungen gemacht, und die vom 19. Oktober sind bereits im Laufe des Tages durch ein Extrablatt dem Publikum mitgeteilt worden. Die Nachricht von „dem vollständigsten und glänzendsten Siege“

und der Besetzung Leipzigs findet sich aber erst in Nummer sieben vom 21. Oktober, woran sich dann in den folgenden Nummern ausführliche und sehr interessante Berichte von Augenzeugen über die Schlacht schließen. Mit Nummer elf wurde die Expedition der „Deutschen Blätter“ nach Leipzig verlegt, und zwar in die Engelmansche Buchhandlung auf der Ritterstraße.

In den späteren Nummern ist auch der amtliche französische Bericht über die Schlacht mitgeteilt. Nach demselben hatte „lediglich der Mangel an Munition die französische Armee gezwungen, auf die Früchte der beiden Siege vom 16. und 18. Oktober Verzicht zu leisten, worin sie mit so viel Ruhm viel stärkere Truppen und die Armee vom ganzen Kontinent geschlagen hatte“.

Die „Deutschen Blätter“ bemerken dazu: „Hätten die Franzosen jederzeit so gesiegt wie bei Leipzig, so wäre Napoleon weder erster Konsul noch Kaiser geworden!“

E. L.

**Das Urteil des Höflings.** — Eines Tages speiste der Herzog von Grammont beim König Georg IV. von England. Zum Dessert ließ letzterer eine Flasche Rheinwein aufstischen, der, wie er sagte, an Wohlgeschmack und Alter nicht seinesgleichen habe. Es wäre fließendes Gold, ein vom Himmel herabgefallener und Wein gewordener Sonnenstrahl und wie die weiteren Lobpreisungen lauteten.

Der hohe Gastgeber schenkte seinem französischen Gaste eigenhändig ein Glas ein, und als dieser einen kräftigen Schluck davon getrunken hatte, erklärte er, es sei in der That ein göttlicher Nektar.

Hierauf wollte der König selbst sich den köstlichen Genuß verschaffen und hob schmunzelnd ein Glas an die Lippen; aber kaum hatte er genippt, als er eine entsetzliche Grimasse machte und rief: „Zum Teufel, was ist das?“

Der Haushofmeister trat heran, ergriff die Flasche, rüch daran und erklärte dann zur größten Bestürzung seines Gebieters, hier sei ein unbegreiflicher Mißgriff geschehen, die Flasche enthalte — Niginusöl.

Der Herzog von Grammont hatte mit der ihm eigenen ausgesuchten Höflichkeit die abscheuliche Flüssigkeit hinuntergeschluckt, ohne auch nur mit einer Wimper zu zucken.

E. L.

**Der Kartoffelstein und der Langensche Stein im Harz.** — Bei Braunlage, einer der jüngsten Sommerfrischen des Oberharzes, steht ein Denkstein, der die Inschrift trägt: „Hier wurden 1748 die



Der Kartoffelstein bei Braunlage.

ersten Versuche mit dem Anbau der Kartoffel gemacht.“ Um die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts herrschte mehrere Jahre lang furchtbare Hungersnot im Harz. Da beschloß der Oberjägermeister Johann Georg v. Langen im Einvernehmen mit seinem Bruder Philipp durch Anbau der bereits 1586 durch Sir Walter

Raleigh nach Irland verpflanzten Kartoffel den notleidenden Gebieten eine neue Nährpflanze zu geben. Die aus der Grafschaft Henneberg stammenden Brüder, die sich als Regeneratoren der



G. Langner in Braunlage phot.

**Der Langensche Stein bei Braunlage.**

gesamten Forstwirtschaft in Norddeutschland wie in Norwegen hervortaten, und im Harz- und Wesergebiet auch die Industrie hoben, ließen 1748 im Forstort Brandhai bei Braunlage zehn Morgen Land im sogenannten Waldfeldbau mit den vom Landvolk sehr mißtrauisch betrachteten amerikanischen Knollenfrüchten bebauen.

Der abgebildete Granitmonolith erinnert an diesen für die wirtschaftliche Entwicklung des Harzgebietes so wichtigen Vorgang. Man nennt ihn den „Kartoffelstein“ zum Unterschied von einem ähnlichen Denkstein, der im Forstort Kollie dem Hauptwohltäter der Gegend, Johann Georg v. Langen, wegen seiner „rastlosen Tätigkeit für die Forsten am Harz und Solling“ im Jahre 1885 auf Anregung der Oberförster Ulrichs-Braunlage und Langerfeldt-Middagshausen errichtet wurde. Man nennt dieses zweite Denkmal den „Langenschen Stein“.

J. P.

**Elektrizitätsschwindler.** — Der moderne Verbrecher ist nicht mit dem „Schinderhannes“ der Vergangenheit zu vergleichen, er ist nicht selten ein gebildeter Mensch, der sein Brot auch auf ehrliche Art zu erwerben im Stande wäre; doch der Hang zum Verbrechen ist ihm angeboren, und ihm kann er nicht widerstehen.

Sein größter Triumph ist es, wenn er die neuesten Erfindungen seinen Zwecken dienstbar machen kann. So haben die Schwindler in den letzten Jahren sich besonders der Elektrizität bedient. Eines der letzten Opfer auf diesem Gebiete war Mr. Benton, ein amerikanischer Millionär. Eines Tages erschien ein Herr bei ihm, der viel über die heilkräftigen Wirkungen der Elektrizität auf den Rheumatismus sprach. Mr. Benton, der sehr an diesem Gebrechen litt, zeigte sich natürlich sehr interessiert und war entzückt, als der Besucher ihm vorschlug, er wolle ihn mit einem neuen, von ihm erfundenen Apparat behandeln. Benton führte den Fremden in sein Schlafzimmer, entkleidete sich teilweise und ließ sich die Enden des Apparates um die Schultern legen. In demselben Augenblick empfing er einen elektrischen Schlag, der ihn vollkommen betäubte. Als er eine Stunde darauf wieder zur Besinnung kam, war der Erfinder mit seiner Maschine verschwunden. Mit ihm ein Betrag von elftausend Dollars, der sich in Bentons Brieftasche befunden hatte.

In ähnlicher Weise arbeitete ein elektrischer Taschendieb, von dem man zuerst in Madrid gehört hatte, und der vor einem Jahr in Monte Carlo festgenommen wurde. Dieser Gauner, der stets nach der neuesten Mode gekleidet war, schritt mit ausgestreckter Hand auf ein ihm als lohnend erscheinendes Opfer zu und tat so, als wollte er einen Bekannten begrüßen. War der andere gutnützig

genug, die angebotene Hand zu ergreifen, so empfing er im selben Moment einen Schlag, der ihn vollständig außer Gefecht setzte. Ohne die Hand loszulassen, räumte der Dieb inzwischen dem Opferlamm die Taschen aus, und ehe dieses auch nur einen Ton hervorbringen konnte, war er schon wieder verschwunden. Als der Gauner endlich dingfest gemacht wurde, fand man in seinem Überrock eine Batterie, die mit Kupferdraht und einer Metallplatte verbunden war, welche er ungesehen und isoliert in der Höhlung der Hand trug. Der Apparat befindet sich im Verbrechermuseum in Paris. M. N.

**Der Rekord der Schwalbe.** — Ein Geflügelzüchter in Antwerpen hat kürzlich ein interessantes Experiment gemacht, das die erstaunliche Geschwindigkeit der Schwalbe feststellte. Er hatte eine Schwalbe gefangen, die unter dem Dache seines Hauses nistete, und gab sie einem Beamten des Briefstaubenklubs mit, der eine Anzahl Brieftauben zu einem Wettfluge nach Compiègne bei Paris brachte. Die Schwalbe wurde in dem erstgenannten Ort mit den Brieftauben zugleich um 7¼ Uhr aufgelassen und schlug sofort die Richtung nach Norden ein, während die Brieftauben erst noch eine Anzahl Bogen beschrieb, ehe sie ihre Richtung fanden. Bereits 8 Uhr 23 Minuten war die Schwalbe wieder in ihrem Neste in Antwerpen, während die ersten Tauben erst gegen 11½ Uhr eintrafen. Die Schwalbe hatte also die 235 Kilometer in einer Stunde acht Minuten zurückgelegt, das heißt, sie war mit der kolossalen Geschwindigkeit von 3355 Meter in der Minute oder 201 Kilometer in der Stunde geflogen. C. L.

**Ein Schönheitserneuerer.** — Daß man zu allen Zeiten bestrebt war, die Spuren des zunehmenden Alters zu beseitigen, ist bekannt. Die Schönheitspflege durch kosmetische Mittel und Massage war schon den Römerinnen der Kaiserzeit nichts Neues. Einen hübschen Beitrag zu diesem Kapitel finden wir in einer Nummer der „Kaiserlich Allernädigst privilegierten freien Reichs-Stadt Köln gemeinnützigen Intelligenz-Nachrichten“ vom 6. November 1790. Dort ist folgende Anzeige zu lesen:

„Der hiesige Bildhauer Joh. Joseph Göbel, wohnhaft aufm Frohnhof Nummer 126, macht bekannt, daß er ein Mittel erfunden, das menschliche Angesicht von den Jahren an, da man anfängt, alt zu heißen, bis ins höchste Alter ohne Schminke, Spiritus oder



andere Medicamente um fünfzehn bis zwanzig Jahre zu verjüngern. Der Erfinder zeigt an sich selbst die auffallendste Probe davon und verlangt nicht eher eine Belohnung, als bis jede Person ebenfalls an sich selbst von der augenscheinlichen Wirkung dieses Mittels überzeugt ist. Hohen Herrschaften wird kein Preis vorgeschrieben; die vom Mittelstand zahlen für einen verjüngten Kopf einen Konventionstaler; Kammerjungfern, Stubenmädchen und andere Diensthboten aber geben nur einen Gulden zwölf Kreuzer. Auswärtige müssen sich entweder hierher begeben oder den Erfinder zu sich berufen, denn ohne dessen persönliche Gegenwart kann niemand bedient werden.“  
W. v. B.

**Die kürzesten Namen.** — Im vorigen Jahre diente in einem französischen Artillerieregiment ein Soldat, der sich wohl einzeln der sonderbarsten Namen der Welt rühmen konnte. Er hieß nämlich *FG*. Sein Hauptmann ermahnte ihn mehrfach, sich mit ihm keinen unziemlichen Scherz zu erlauben, als *FG* ihm seinen Namen nannte, und erst ein Blick in die Papiere des Mannes vermochte ihn von der Richtigkeit des angegebenen Namens zu überzeugen.

Doch gibt es in Frankreich noch mehr derartige Namen. So wohnt in einem Vorort von Paris ein Weinhändler namens *D*; und in der Normandie lebte eine Familie *U*, die mit vollem Recht den Marquistitel führte. Ein Mitglied der Familie war unter Heinrich III. Finanzinspektor. Das Pariser Adreßbuch soll allein fünf Personen aufweisen, deren Name aus einem einzigen Buchstaben besteht.  
M. N.

**Der „Stundenmann“.** — Im fünfzehnten Jahrhundert gab es in Italien noch keine Turmuhren, nur einer der Schloßtürme von Ferrara war mit Zifferblatt und Schlagglocke versehen. Aber die Zeiger des Zifferblattes wurden nicht durch ein Uhrwerk, sondern durch Menschenhand bewegt, und Menschenhand war es auch, die mittels Anschlagens an die Glocke die Stunden verkündete. Der Stundenmann, wie der betreffende Beamte genannt wurde, richtete sich selbst nach einer Sanduhr. Man scheint diesen Dienst für einen sehr wichtigen gehalten zu haben, denn der Mann erhielt ein für die damalige Zeit recht bedeutendes Gehalt. Nachlässigkeiten und Pflichtwidrigkeiten dieses „hochgestellten“ Mannes wurden jedoch streng

bestraft. So berichten die Kriminalakten von Ferrara, daß ein Stundenmann hart bestraft wurde, weil er zur Zeit des Ave-Maria die Zeiger zu drehen und die Glocke anzuschlagen vergessen hatte. C. F.

**Gegen Podagra** war dem König Friedrich Wilhelm I. von Preußen ein merkwürdiges Linderungsmittel empfohlen worden, über das man aus mehreren Kabinettschreiben des Königs einige Angaben gewinnt. So erging d. d. Potsdam, 22. April 1728 an die Kammer der Befehl zu einem „gewissen Spiritum, den Seine Majestät machen lassen wolle“, dreihundert Maß Regenwürmer, sowie zwölf Säcke voll Ameisen mit den Eiern und Weihrauch, nebst vier Säcken voll Tannen- oder Fichtenzapfen zu beschaffen und an den Hofapotheker Neumann nach Berlin zu senden.

Der von diesem aus den genannten Ingredienzen vorschrittmäßig „angestellte“ Spiritus scheint den Beifall des Königs gefunden zu haben, denn im nächsten Jahre, unter dem 14. Mai 1729, wurde aus Potsdam die erwähnte Verwaltungsbehörde angewiesen, daß der qu. Spiritus nicht allein dieses Jahr wieder, sondern auch künftig alle Jahr angefertigt werden solle, und die besagten Lieferungen ohne besondere Order „bloß auf des Neumanns Ansuchen zu schicken seien“. A. S.

**Der Wert des Gatten.** — In Teheran wurde ein amerikanischer Kaufmann im Streit von einem persischen Händler erschossen. Die Witwe verlangte durch den amerikanischen Geschäftsträger Bestrafung des Täters und Entschädigung für den Verlust des Gatten.

Die Bestrafung fiel sehr milde aus, dagegen zahlte die persische Regierung dem Gesandten volle fünfzigtausend Dollars als Entschädigung für die Witwe. Da ereignete sich ein sehr merkwürdiger Fall. Die Witwe weigerte sich nämlich, das Geld anzunehmen, da sie meinte, ihr Mann sei bei weitem nicht fünfzigtausend Dollars wert gewesen. Schon mit dreißigtausend Dollars sei er mehr als ausreichend bezahlt. Wie der sonderbare Streit geschildert wurde, ist leider nicht bekannt geworden. M. N.

---

Herausgegeben unter verantwortlicher Redaktion von  
Theodor Freund in Stuttgart,  
in Österreich-Ungarn verantwortl. Dr. Ernst Perles in Wien.

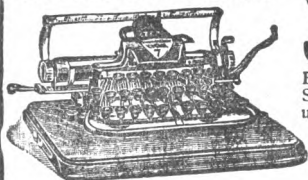
# Neueste Seiden

wundervolle Auswahl. Versand nach allen Ländern. Muster franko.

Seidenstoff-Fabrik-Union

**Adolf Grieder & Cie., Kgl. Hofl., Zürich (Schweiz)**

Ueber **125 000** im Gebrauch!



## **S** Blickensderfer Schreibmaschine

Bestes System, erstklassig, mit sichtbarer Schrift, Tabulator, auswechselbaren Typen und allen letzten Neuerungen. Katalog frei.

Auf Wunsch monatl. Teilzahlung.

Preis 200 und 250 Mk.

Filiale: **BERLIN**  
Leipzigerstr. 29 (Ecke Friedrichstr.)

**Groyen & Richtmann, Köln.**

**Dr. Oetker's** { **Backpulver,**  
**Vanillin-Zucker,**  
**Pudding-Pulver**

Millionenfach bewährt.

Auf Wunsch ein Backbuch gratis von

**Dr. A. Oetker**  
Bielefeld.



Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart, Berlin, Leipzig.

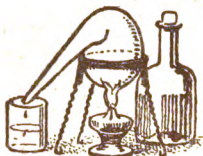
**Mathematik für jedermann.** Leichtfassliche Einführung in die niedere und höhere Mathematik. Von August Schuster. 8. Auflage. Mit 44 Abbildungen. Elegant gebunden Mf. 4 50.

Das Buch hat sich bewährt, in kurzer Zeit war die dritte Auflage nötig. Es lehrt das Wesen der Mathematik richtig erfassen und mit Hilfe der gegebenen Anleitungen sind auch schwierige Aufgaben leicht zu lösen. — Herr Geheimrat Professor Dr. Wilhelm Förster, der Direktor der Berliner Sternwarte, schreibt zu Schusters Mathematik: . . . Und da ist es denn eine wahre Wohltat, wenn einmal ein Buch herauskommt, welches alle jene eigentlich so einfachen und so herrlichen Dinge nicht in dem „zopfigen“ Gewande eines Lehrbuches vorführt, sondern „jedermann“ beinahe im Plauderton fast unbemerkt von einem jener schwierigen Kapitel ins andere lockt, bis hinauf zu der Integralrechnung und den Differentialgleichungen, ohne daß man sich jedesmal vor dem Betreten eines dieser neuen Gebiete zur Anschaffung und zum Aufschlagen eines neuen Lehrbuches zu entschließen braucht.

— In allen Buchhandlungen zu haben. —

Union Deutsche Verlags-Gesellschaft in Stuttgart, Berlin, Leipzig.

# Illustrierte Taschenbücher für die Jugend.



Herausgegeben von der Redaktion  
des Guten Kameraden.

Band 1. Berufswahl: Armee und Marine. Mit 67 Abbildungen.

2. Aquarium und Terrarium. Mit 76 Abbildungen.

Band 3. Liebhaber-Photographie. Mit 67 Abbildungen.

4. Der junge Elektrotechniker. Mit 162 Abbildungen

5. Kleine Sternkunde. Mit 73 Abbildungen.

6. Jugendtheater. Mit 63 Abbildungen.

7. Der Schmetterlingsjäger. Mit 98 Abbildungen.

8. An der Hobel- und Drehbank. Mit 121 Abbildungen.

9. Berufswahl: Die vier Fakultäten. Mit 16 Abbildungen.

10. Radfahren. Mit 69 Abbildungen.

11. Der Briefmarkensammler. Mit 168 Abbildungen.

12. Der junge Schiffbauer. Mit 10 Tafeln und 29 Abbildungen.

13. Schüfers lustige Regenkunst. Mit 40 Abbildungen

14. Berufswahl: Das technische Studium. Mit 16 Abbildungen.

15. Die Pflege der Haustiere. Mit 63 Abbildungen und 9 Tafeln.

16. Das Handbuch. Mit 66 Abbildungen.

17. Der Wägenjäger. Mit 88 Abbildungen.

18. Das Mikroskop. Mit 90 Abbildungen.

19. Lawn-Tennis und andere Spiele. Mit 83 Abbildungen.

20. Der junge Chemiker. Mit 78 Abbildungen.

21. Berufswahl: Der Staatsdienst. Mit 12 Abbildungen.

22. Der Käfersammler. Mit 168 Abbildungen.

23. Zimmerturnen. Mit 105 Abbildungen.

24. Der junge Pappflicker. Mit 115 Abbildungen.

25. Chemisches Experimentierbuch. Mit 42 Abbildungen.

26. Arbeiten aus Zigarrenkisten. Mit 190 Abbildungen.

27. Häusliche Schnitzkunst. Mit 100 Abbildungen.



Weitere Bände befinden sich in Vorbereitung, so unter anderen: Der junge Physiker, Mineralogie usw.

Preis für jeden Band elegant gebunden 1 Mark.

Die illustrierten Taschenbücher bilden eine Sammlung von kleinen, hübsch ausgestatteten und illustrierten Büchern, die dem jugendlichen Belehrungs- und Unterhaltungsbedürfnisse geschickt angepaßt sind und auf dem Geburtstagstische eines Knaben hochwillkommen sein werden. Es ist ein ansprechender Gedanke, das, was im „Guten Kameraden“ summarisch behandelt wird, in Materien zu spezialisieren und so verbilligt dem Einzelinteresse zugänglich zu machen. Vor den abenteuerlichen Krieger- und Indianergeschichten verdienen diese instruktiven Literaturerzeugnisse den Vorzug für jeden, der Söhne, Nefen oder junge Freunde in ihnen nützlicher Weise erfreuen will. (Breslauer Morgenzeitung.)

In allen Buchhandlungen zu haben.

Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart, Berlin, Leipzig.

Als neues epochemachendes Werk empfehlen wir:

# Mann und Weib.

Ihre Beziehungen zueinander und  
zum Kulturleben der Gegenwart.

Unter Mitwirkung hervorragender Fachgelehrter volkstümlich  
dargestellt und herausgegeben von

Prof. Dr. R. Kofmann und Privatdoz. Dr. Julius Weiff.

Etwa 1920 Seiten Text  
mit etwa 900 Abbildungen und 48 Kunstblättern.

————— Vollständig in 48 Lieferungen zu je 60 Pfennig. —————

Der Inhalt dieses wertvollen Werkes gliedert sich wie folgt:

**I. Band. Der Mann und das Weib.** Einleitung: Die Sonderung der Geschlechter. Erster Teil. Der Mann. Der Körperbau. Zeugungs- und Fortpflanzungstätigkeit. Das Geschlechtsleben. Das geistige Leben. Das Gefühlsleben. Der Mann als Kind. Der Mann als Jüngling. Der Mann als Gatte. Der Mann als Vater. Der Mann als Witwer. Der Mann als Hagestolz. Der Mann im Greisenalter.

Zweiter Teil. Das Weib. Der Körperbau. Die Schönheit des Weibes. Zeugungs- und Fortpflanzungstätigkeit. Das Geschlechtsleben. Das geistige Leben. Das Gefühlsleben. Das Weib als Kind. Das Weib als halbwüchsiges Mädchen. Das Weib als Jungfrau. Das Weib als Gattin. Das Weib als Mutter. Das Weib als Witwe. Das Weib als alte Jungfer. Das Weib im Greisenalter.

**II. Band. Mann und Weib in ihren Beziehungen zueinander.** Einleitung: Grundzüge der Beziehungen zwischen Mann und Weib. — Die gegenseitige Anlodung der Geschlechter in der Liebe. Die Kulturgeschichte der Ehe. Hochzeits- und Vermählungsgebräuche. Hygiene der Ehe. Erwerbstätigkeit und Ehe. Rechtliche Grundlagen der Ehe. Krankheiten und Ehe. Kinderlegen und Ehe. Der außereheliche Geschlechtsverkehr. Kokotten- und Mätressenwesen. Die Prostitution. Die krankhaften Ausprägungen des Geschlechtstriebes. Die beiden Geschlechter in der Dichtung. Die beiden Geschlechter in der bildenden Kunst.

**III. Band. Mann und Weib in ihren Beziehungen zur Kultur der Gegenwart.** Der Mann als Vertreter der Familie. Das Weib als Hausfrau. Der Mann im Erwerbsleben. Das Weib im Erwerbsleben. Die beiden Geschlechter innerhalb der Aristokratie, des Bürgertums, der Arbeiterklasse, des Bauernstandes, der einzelnen Rassen und der einzelnen Nationen.



Zu haben in allen Buchhandlungen.

UNIVERSITY OF MINNESOTA



3 1951 D01 241 910 1

**WILSON  
ANNEX**